

Lehre und Wehre.

Jahrgang 31.

Juni 1885.

No. 6.

(Eingefandt.)

Der Schmidtianismus in seinem eigenen Licht.

„Daß die Seligkeit . . . in einem gewissen Sinn nicht allein von Gott abhängt“, ist jetzt eine von Herrn Prof. Dr. Schmidt ausgesprochene lutherisch sein sollende Lehre. In diesem allem Lutherthum diametral entgegengesetzten Satze hat der Schmidtianismus seinen unlutherischen Gipfelpunkt erreicht. Auch einfache Christen können nach Anleitung des dritten Artikels augenblicklich erkennen, daß dieser Gipfelpunkt und also auch der Berg, auf dem er ruht, nicht mehr ins Bereich des Lutherthums gehören.

Das fühlt man — nebenbei bemerkt — auch in Ohio. Man merkt, der Schmidtianismus hat sich mit jenem Satz eine große Blöße gegeben, das menschliche Mitwirken, den Synergismus, selbst für einfache Christen zu deutlich hervorblicken lassen. Die Columbufer „Kirchenzeitung“ vom 1. April sucht daher das Uebel zu vertuschen, indem sie sich hinter das „in einem gewissen Sinn“ versteckt und folgendermaßen zu erklären (!) anfängt: „Insofern also Gott niemand¹⁾ zur Befehrung und Seligkeit zwingt, sondern jeder durch muthwilliges Widerstreben beides hindern kann, insofern und nur insofern hängt die Befehrung und Seligkeit des Menschen nicht allein von Gott ab.“ — So wie das dasteht, wäre es höchst sonderbare Logik: weil Gott Niemand zur Befehrung zwingt, weil jeder durch muthwilliges Widerstreben seine Befehrung verhindern kann, so soll die Seligkeit „in einem gewissen Sinne“ nicht von Gott abhängen. Auch wir, die Dogmatiker, Dr. Luther, die Symbole lehren, daß Gott Niemand zur Befehrung zwingt, daß jeder durch muthwilliges Widerstreben seine Befehrung hindern kann, und trotzdem lehrt keins von den Vorgenannten, weder wir, noch die Dogmatiker, noch Dr. Luther, noch die Symbole, noch die Schrift, daß deswegen die Seligkeit nicht allein von Gott abhängt. In dem obigen Satze der „Kirchenzeitung“, wie er dasteht, liegt ein Ge-

1) Von der „Kirchenzeitung“ hervorgehoben.

dankeſprung vor. Soll der Satz nicht ſinnlos ſein, ſo muß die „Kirchenzeitung“ gewiſſe Gedanken vorausſetzen und einſchieben. Ihm liegt das *πρωτον ψευδος* des Schmidtianismus, der vermeintliche Parallelismus zwischen den Nicht-bekehrten-wardenden und den Bekehrten-wardenden zu Grunde, der Gedanke, daß, wie die Nichtbekehrung, ſo auch die Bekehrung vom Menſchen abhängt. Der Satz der „Kirchenzeitung“ lautet, wenn er einen Sinn haben ſoll, ſo: weil Gott Niemand zur Bekehrung zwingt, das heißt, die Bekehrung nicht allein wirkt; weil der Menſch durch muthwilliges Widerſtreben ſeine Bekehrung verhindern und ſomit auch durch Leiſtung des Nichtwiderſtrebens zu ſeiner Bekehrung mitwirken kann, daher hängt die Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gott ab. Die „Kirchenzeitung“ hat es unterlaſſen, in ihrer Erklärung des Schmidt'schen Satzes ihre Gedanken klar auszudrücken, weil ſie wohl gefühlt hat, daß ſie dann aus übel nur ärger machen würde. Sie würde ſich dann auch in zu offenen Widerſpruch ſetzen mit dem Symbol der „Väter“. Obwohl dieſelben nämlich ſonſt höchſt geneigt ſind, aus ihren Poſitionen Schlußfolgerungen zu ziehen, ſo haben ſie doch gerade die in jenem ſonderbaren Erklärungsſatz enthaltene Schlußfolgerung mit Hülfe des Parallelismus zwischen den Nicht-bekehrten-wardenden und den Bekehrten-wardenden nie gemacht. Hier kann ſich die „Kirchenzeitung“ nicht auf das Symbol der Väter berufen. — Die Väter verwerfen vielmehr dieſe Schlußfolgerung mit ausdrücklichen Worten. Um nur einen in aller Kürze anzuführen, ſo ſchreibt z. B. Gerhard: „Obgleich Gott nach ſeiner ordentlichen Weiſe zu handeln diejenigen nicht bekehrt, welche die Diener des Wortes verachten und verfolgen, ſo folgt doch hieraus nicht, es liege am Menſchen, daß er bekehrt werde.“¹⁾ Das gerade Gegentheil von dem Erklärungsſatz der „Kirchenzeitung“.

Die „Kirchenzeitung“ wollte mit ihrer Erklärung zeigen, was Prof. Schmidt eigentlich ſagen wolle; da kann man aber viel beſſer Aufſchluß erlangen, wenn man ſich vergegenwärtigt, was Prof. Schmidt ſelbſt ſagt und ſonſt geſagt hat. Namentlich in norwegiſcher Sprache, in welcher auch der an der Spitze ſtehende Satz urſprünglich erſchien, hat der Schmidtianismus ſich frei und unverhohlen ausgeſprochen. Es iſt daher Zweck dieſes Artikels, den jetzigen Schmidtianismus, wie er ſich in der norwegiſchen Synode zeigt, in etwas zu zeichnen und ihn zugleich ſtückweiſe von dem früheren Prof. Schmidt mit lutheriſchem Licht beleuchten zu laſſen.

Was nämlich die „Kirchenzeitung“ ihren Leſern, um den groben, in die Augen fallenden Irrthum vor ihnen zu verdecken, vormachen will, iſt keineswegs wahr. Nach Prof. Schmidts ausdrücklichen Erklärungen hängt nämlich nicht nur inſofern, als ein Jeder durch muthwilliges Widerſtreben ſeine Bekehrung hindern kann, die Seligkeit nicht allein von Gott ab.

1) Locus de Elect. § 188. Citirt in „Lehre und Wehre“ 1881, S. 297.

Prof. Schmidt lehrt vielmehr, daß die Seligkeit insofern nicht allein von Gott abhängt, weil der Mensch das sogenannte muthwillige Widerstreben aus eigenen Kräften lassen könne. In einem früher mit Pastor Koren gepflogenen Colloquium sagt Prof. Schmidt: „Gottes befehlende Gnade überwindet nicht jede Art und jeden Grad von Widerstand, sondern nur den natürlichen, welcher allen gemein ist, nicht aber den hartnäckigen Widerstand, wodurch sich der Mensch freiwillig gegen die Wirkung der Gnade Gottes durch die Gnadenmittel verhärtet.“¹⁾ Es ist also der muthwillige Widerstand, durch den der Mensch sich freiwillig verhärtet. Das Unterlassen des Freiwillig-sich-verhärtens ist also gleichbedeutend mit der Ueberwindung des muthwilligen Widerstands. Wir merken uns das für den nun folgenden Ausspruch Herrn Dr. Schmidts, der dem an der Spitze dieses Aufsatzes stehenden keineswegs an Deutlichkeit nachsteht und recht bezeichnend ist, wie Prof. Schmidt auf seiner abschüssigen Bahn zu immer deutlicherem Hervortreten mit seinem Irrthum gezwungen wurde. Er schrieb nämlich schon in „Lutheriske Vidnesbyrd“ 1883, No. 4.: „Es zeigt und beweist also das Nicht-befehrt-werden einiger als Folge ihres Widerstrebens ganz klar, was die Folge bei allen sein müßte, wenn nicht etwas ganz anderes hinzu käme. Das ist der Mensch, welcher aus eigenen Kräften es unterläßt sich zu verhärten“ (vgl. oben: den muthwilligen Widerstand überwindet), „sodas Gottes Gnade ihn durch das Wort befehlen kann.“²⁾ Es muß also der Mensch „hinzukommen“, mit seinen eigenen natürlichen Kräften mitwirken und den muthwilligen Widerstand überwinden. Mit Rücksicht auf diese Stelle sagt denn Prof. Schmidt: „Ja, hier liegt die wahre, große, letzte Entscheidung der ganzen Seligkeitsfrage.“ In gleichem Sinn sagt Prof. Schmidt („Lutheriske Vidnesbyrd“ 1884, No. 22.), „daß die unbefehrten Menschen etwas thun sollen, .. was ihnen ihre Befehrung sichern soll“.

Diese Aussprachen, die nur zu klar zeigen, wie nach Prof. Schmidt die Seligkeit nicht allein von Gott abhängt, sind schon sämmtlich, freilich in früheren Zeiten, klar beleuchtet — von Prof. Schmidt selbst. In der „Kirketidende“ schrieb er 1875, S. 179: „Dieses Kennzeichen bleibt stets stehen, daß der Mensch mit Willen und Vorsatz der Gnade Gottes widerstehen und damit bewirken kann, daß die Absicht des Heiligen Geistes ohne Erfolg bleibt. Der Mensch hat Kräfte zum Bösen, aber keine Fähigkeiten zum Guten, der Mensch kann sich wohl dazu bestimmen“ (hier haben wir, was für eine „Selbstentscheidung“ Schmidt damals lehrte!), „wider Gott zu sein, aber nicht dazu, mit Gott zu sein.“³⁾ Noch deutlicher hat er in Folgendem gezeigt, daß er früher die von Missouri bekannte

1) „Kirketidende“ 1884, S. 752.

2) „Kirketidende“ 1885, S. 246.

3) „Kirketidende“ 1885, S. 50.

Wahrheit betreffs des sogenannten muthwilligen Widerstrebens sehr wohl kannte. Im Studienjahr 1876—1877 hat er nach Mittheilungen in der „Kirketidende“ seinen Studenten in Madison zu Frage 283 in Dietrichs Katechismus dictirt: „Können wir in der Befehrung etwas zur Befehrung wirken, d. h. etwas, auch nur das Allergeringste beitragen? — Wir können zur Kirche gehen, Bibelstellen lernen u. s. w.; in dem Sinne können wir sagen (?), daß wir zur Befehrung beitragen; aber hier (scil. in der Antwort in Dietrichs Katechismus) ist von dem Innern die Rede. Wir können zur Kirche gehen und mitfingen u. s. w.; aber hier ist der Uebergang vom alten zum neuen Wesen gemeint. Können wir dazu aus eigenen Kräften etwas thun? Die alten Synergisten sagen: der Mensch beginnt und Gott vollendet. So war es zu Augustins Zeit und im ganzen Pabstthum. Die neueren Synergisten kehren es um und sagen: Gott beginnt und der Mensch vollendet. Gott will, sagen sie; aber es kommt darauf an, ob der Mensch will. Aber das **Einzige, was wir aus uns selbst**“ (also mit unseren natürlichen Kräften) „thun können, ist, **Gott widerstehen**; daß ein Mensch Gottes Gnade annimmt, ist von Gott; denn Gott ist's, der in uns wirkt beide das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.“¹⁾

Dr. Schmidts Mitkämpfer, P. Muus, ist noch deutlicher mit der Selbstentscheidung hervorgetreten. Er sagt: „Wenn Gott mit seinem Wort und Geist auf einen Menschen einwirkt, um ihn zu befehren, so hängt die Befehrung des Menschen von seiner eigenen Wahl (was hier wesentlich dasselbe ist mit Entscheidung) und von dem Verhältniß ab, in welches er sich zur Einwirkung der Gnade Gottes stellt.“²⁾ Am deutlichsten zeigt sich die wahre Natur des Schmidtianismus in einer Aussprache eines jüngeren Gliedes³⁾ jener Richtung. Derselbe sagte auf öffentlicher Synode: „Ich glaube aufrichtig, daß es in dieser Frage das Verhalten des Menschen ist, das die Sache entscheidet. Ich bin auch mit dem „Norden“⁴⁾ darin einig, daß es uns nichts hilft, auf den Ausdruck *intuitu fidei* zu halten“ (wie bezeichnend für die Stellung der Schmidtianer zu dem, was die Dogmatiker unter dem „*Intuitu fidei*“ verstehen!), „wenn wir nicht den“ (scil. damit begonnenen), „Schritt vollenden“⁵⁾ und sagen, was wir meinen müssen, daß das Verhalten des Menschen das Entscheidende ist, ob er selig wird oder nicht, . . .“⁶⁾ P. Strömme und der Schmidtianismus wollen also, was

1) „Kirketidende“ 1884, S. 670, wo P. Aaberg von S. 667 bis S. 676 hierher Bezügliches, in Prof. Schmidts Vorlesungen Niedergeschriebenes, mittheilt.

2) „Kirketidende“ 1884, S. 817.

3) P. Strömme.

4) Einer norwegischen Zeitung.

5) Wörtlich: „den Schritt voll aus nehmen“, „tager Skridtet fuldt ud.“ — Es ist das Gegentheil von dem deutschen: „Auf halbem Wege stehen bleiben.“

6) Minnesota-District Berethn. 1883, S. 45. Citirt in „Kirketidende“ 1884, S. 817.

das Intuitu fidei anbetrifft, den Schritt „voll ausnehmen“ und nicht auf halbem Wege stehen bleiben wie die Dogmatiker, die trotz ihres unglücklichen Intuitu fidei nie den Schritt „voll aus“ bis zur Selbstentscheidung „genommen“ haben. Dies letztere zu thun und somit über die Dogmatiker hinaus zu gehen, war P. Strömmes und dem Schmidtianismus vorbehalten.

Was nun das Licht anbetrifft, das Schmidt selbst auf diese seine Selbstentscheidung und auf P. Muus' „eigene Wahl“ wirft, so eiferte Prof. Schmidt im Jahre 1875 gegen die Lehre, daß, wenn Gott den Menschen bis zu einem gewissen Punkt gebracht hat, es **seiner freien Wahl und Selbstentscheidung** überlassen wird, ob er glauben will oder nicht.“¹⁾ Genau seinen jetzigen Standpunkt hat Schmidt damit selber im Voraus als unlutherischen Irrthum verurtheilt.

Unverhüllt zeigt sich der Schmidtianismus auch in der Darlegung der Schmidt'schen Bekehrungslehre, wie sich dieselbe in der Begründung der Sätze ausgesprochen findet, welche die PP. Preuss. sen. und jun. unterschreiben sollten. Die Darlegung ist von P. Muus in Pamphletform herausgegeben. Darin heißt es in recht neu-theologischer Weise und recht neu-theologischem Stil wie folgt: „Gott ist activ und er will auch, daß die ganze Natur in Bewegung sein soll; darum hat er bei der Schöpfung gewisse Kräfte in der Natur niedergelegt und diese in Bewegung gesetzt. Der Mensch, der Gipfelpunkt der sichtbaren Schöpfung, bildet natürlich keine Ausnahme. Er“ (jedenfalls zurückbezüglich auf Gott) „will auch, daß sie“ (scil. die bei der Schöpfung in die Natur gelegten Kräfte) „auch activ sein sollen. Der Teufel gab der Activität des Menschen eine falsche Richtung, darum sandte Gott den Sohn und den Geist, um sie²⁾ auf rechten Weg zu bringen.“ (Also, wie der Zusammenhang zeigt und das Folgende bestätigt: Der Sohn und der Geist sind gesandt, um **des Menschen Activität** auf den rechten Weg zu bringen.) „Er kommt mit seinem Wort der Kraft, um durch dasselbe die von der Sünde verderbten Seelenkräfte zu beleben; aber er fordert, daß, sobald der Geist diese erfrischende“ (belebende) „Kraft mitgetheilt hat, auch der Mensch wirksam werden soll. Gott leidet keine Unthätigkeit;³⁾ sondern er will, daß die Seelenfähigkeiten und Kräfte, die er in den Menschen hineingeschaffen hat, in seinem Dienst wirksam sein sollen.“ Machen wir nun durch einige Fragen klar, was hier gelehrt wird: Wer soll in Gottes Dienst wirksam werden? „Die Seelenfähigkeiten und Kräfte, die er in den Menschen hineingeschaffen hat.“ Wozu ist das Wort Gottes wenigstens zunächst

1) „Kirketidende“ 1875, S. 178.

2) Beziehung im Original unklar. Wahrscheinlich zu suppliren: die Menschen.

3) „Dovensfab“ gewöhnlich mit Faulheit zu übersetzen.

im Anfange der Bekehrung da? „Um durch dasselbe die von der Sünde verderbten Seelenkräfte zu beleben.“ Was sind das aber für Kräfte? „Von der Sünde verderbte Seelenkräfte.“ Was geschieht aber vermöge dieser „von der Sünde verderbten“, neu belebten und so thätigen Seelenkräfte? Es wird „auch der Mensch wirksam“. Warum? „Gott leidet keine Unthätigkeit.“ Den Synergismus in dieser Position selber fühlend, setzt P. Muus hinzu: „Das werden natürlich die Walthesianer geradezu Synergismus nennen, aber wir dürfen dreist behaupten, daß es kein anderer Synergismus“ (also etwa doch auch für P. Muus ein gewisser Synergismus?!) „als derjenige ist, welchen die Schrift fordert. Es ist kein verdienstvolles Mitwirken.“ Die Behauptung aber, daß vorstehender Lehrpassus von P. Muus keinen Synergismus enthalten soll, wird jedem, der diese Sache auch nur vom rein historischen Standpunkt aus betrachtet, unbegreiflich vorkommen, wenn auch Herr P. Muus gleich fortfährt: „Wir haben nicht gesagt, daß die Menschen mit eigenen Kräften, sondern daß sie nur mit den Kräften wirken können, die sie von Gott empfangen haben.“¹⁾ Es ist Latermannianismus. Wie denn auch P. Muus sich in derselben Schrift „zu Latermann als dem bekennend, der die reine Lehre gegenüber Myslenta vertheidigt.“²⁾ Das geschieht indirect in dem Folgenden: „Als Latermann, Pastor und Professor zu Königsberg, eine Abhandlung von der Prädestination“ (in welcher eben seine späterhin als „Latermannscher Synergismus“ bekannte Irrlehre besonders ausgesprochen wird) „herausgab und lehrte, daß die Gnade den Menschen nicht zur Bekehrung zwingt, sondern Kraft dazu schenkt, da trat sein orthodoxistischer Kollege Myslenta gegen ihn auf und beschuldigte ihn des Pelagianismus.“³⁾ — Wo der Schmidtianismus nun doch schließlich in seinem Hinausgehen über die Dogmatiker (vgl. weiter oben P. Strömmes auf öffentlicher Synode in den betreffenden Synodalbericht mit aufgenommene Aussprache!) endlich und sachlich folgerichtig angelangt ist! — Ein lutherischer Districtspräses, practisch die leitende Seele des Schmidtianismus, hält es ziemlich offen mit Latermann und nach eines großen „Vaters“, Duenstedt's nämlich, Meinung somit auch mit den „Jesuiten, Bellarmin, Gregor von Valentia, Becan, Tanner“. ⁴⁾

Auch auf diesen allerklarsten Latermanno-Schmidtianismus ist schon in früheren Zeiten helles Licht geworfen, und zwar wieder von — Dr. Schmidt. Er hat im Studienjahr 1876—1877 zu Frage 285 im Dietrich'schen Katechismus folgende Erklärung hinzugefügt: „Aber sich selbst zu einem Gläubigen, zu einem Kinde Gottes machen, sich selbst bekehren, das kann Niemand. Wer da behaupten will, daß der Mensch etwas zu seiner Bekehrung thun

1) „Kirketidende“ 1885, S. 216.

2) Prof. Stub in „Kirketidende“ 1885, S. 233.

3) Citirt von Prof. Stub in „Kirketidende“ 1885, S. 233.

4) Vgl. „Lehre und Wehre“ 1885, S. 109.

kann, lehrt wider die ganze Schrift. Niemand hat einen freien Willen, in geistlichen Dingen etwas Gutes zu thun, sondern er¹⁾ widersteht Gottes Gnade. Wir leugnen, daß der Mensch sich der Gnade Gottes zuneigen kann; ja sogar **Philippi ist in diesem Stück unrein.**²⁾ In der Bekehrung haben wir keine Kraft activ zu sein. . . Dieser Irrthum geht durch das ganze Pabstthum, daß der Mensch etwas Gutes thun kann. Sie“ (seil. die Päbster. — Wie doch der damalige Prof. Schmidt dem heutigen Dr. Schmidt seinen Platz unter den Päbstlern angewiesen hat!) „sagen: Wenn Gott den Anfang macht und Gnade gibt, so wirkt der Mensch selbst“ (Genau dasselbe, was Präses Muus auf gut Schmidtianisch in obigem Citat noch heute lehrt!). „Aber der Mensch kann die Gnade nicht annehmen, wenn sie ihm angeboten wird; wir weisen es ab, daß der Mensch wählen kann, d. h. etwas Gutes wählen kann.“³⁾ (Genau dasselbe, was der Schmidtianismus heute behauptet!)

Bei dem jetzigen Schmidtianismus ist alles in der Lehre der Bekehrung „gereimt“. Dr. Schmidt und seine Anhänger sagen: „Wenn ein und dieselbe Ursache auf zwei ganz gleiche Subjecte einwirkt, so muß die Wirkung bei beiden dieselbe sein. Daraus nehmen sie den, menschlich geredet, ganz folgerichtigen Gegensatz: Die Wirkung einer Ursache auf zwei Subjecte ist nur dann nicht dieselbe, wenn entweder die wirkende Ursache nicht die ganz gleiche ist oder die beiden in Frage stehenden Subjecte nicht ganz dieselben. Nun ist aber in der Bekehrung die Wirkung der Gnade Gottes auf zwei verschiedene Subjecte nicht dieselbe. Also muß entweder die Ursache, die Gnade Gottes, nicht die gleiche sein oder die zwei verschiedenen Subjecte, die bekehrt-werdenden und die nicht-bekehrt-werdenden Menschen, sind nicht ganz gleich. — Nun ist aber das Erstere nicht der Fall, da die Gnade für alle ganz dieselbe ist.“⁴⁾ Also müssen die Menschen nicht ganz gleich sein. Das ist das Gerüst des ganzen Schmidtianismus. P. Muus sagte bei der Kirchenrathssitzung in Minneapolis zur Vertheidigung eines Zwischenzustandes in der Bekehrung ganz deutlich: „Wenn wir diese Sache klären wollen, so müssen wir, glaube ich, die menschliche Vernunft brauchen, mit der Vernunft an Gottes Wort gehen und mit unserer Vernunft zusehen, was wir dort ausfinden.“⁵⁾ Wie unlutherisch es ist, in solcher Weise die Vernunft zur Richterin über Gottes Geheimnisse zu machen und in Gottes Wort alle scheinbaren Gegensätze mit der Vernunft ausgleichen zu wollen, ist wieder längst beleuchtet eben — von P. Muus selbst. Auf einer schon vor mehr als zwölf Jahren

1) Unklar im Original; jedenfalls zu vertauschen mit „jeder“.

2) Man vergleiche hierzu die neuesten Berufungen der Schmidtianer auf Dr. Philippi als einen ihrer Gewährsmänner.

3) „Kirketidende“ 1884, S. 671.

4) Was wir je stets gelehrt haben und noch heute lehren.

5) Citirt in „Kirketidende“ 1885, S. 151.

abgehaltenen „Frei-Conferenz“ hatte Präses Preus von der Norwegischen Synode bei Behandlung der Rechtfertigungslehre gesagt: „Man will für den Verstand klar machen, was unbegreiflich ist; man will nicht recht die unbegreifliche Heimlichkeit anerkennen; welche die Schrift lehrt, daß nämlich Gott die Welt sowohl in Liebe als im Zorn ansieht, daß Gott die Welt, die gottlose Welt liebt und Wohlgefallen an den Menschenkindern hat, und daß Gott doch zu gleicher Zeit zornig auf dieselbe ist, daß Gottes Zorn auf ihr ruht. Wer kann das begreifen? Nein, wir können es nicht begreifen, aber wir sollen beide Wahrheiten festhalten . . . das kann keine Vernunft fassen, aber es gilt doch, diese beiden der Vernunft unbegreiflichen Gegensätze festzuhalten.“¹⁾ Im Anschluß daran sagte dann P. Muus wörtlich Folgendes (womit er seine heutige Vernunft-Lehrstellung schon im Voraus als falsch verurtheilt hat): „Als ich gestern um's Wort bat, war es meine Absicht, die Aufmerksamkeit auf das zu lenken, wovon P. Preus redete, nämlich auf das für den Verstand Widerspruchsvolle, die Gedankenschwierigkeit“ (wörtlich: das Kreuz für den Gedanken), „die in dieser Lehre liegt. Schon als Christen, und noch mehr als Lutheraner, müssen wir sowohl das Eine, wie das Andere glauben. Ich glaube mit P. Preus, daß hier wenigstens für mich ein unauflösliches Geheimniß liegt, wie man von ein und demselben Gott sagen kann, daß er die Welt liebt und wir doch Kinder des Zorns sind. Doch kann die Schrift nicht mit sich selbst im Widerspruch stehen. Wenn es scheint, daß ein Widerspruch vorhanden ist, dann liegt der Fehler an uns, daß wir die Schrift nicht verstehen.“²⁾ Und in demselben Protokoll sagt dann der frühere Prof. Schmidt von ganz derselben Sache: „ . . . Ich sage mit P. Preus, daß das für die Vernunft unbegreiflich ist, aber wir müssen beides glauben.“³⁾

Und wie herrlich hat der frühere Prof. Schmidt die heutigen Vernunftargumente des Dr. Schmidt schon im Jahre 1871 mit lutherischem Licht übergossen! Schreibt er doch so schön in einer in jenem Jahre in der „Norwegischen Kirketidende“ veröffentlichten Artikel über das heilige Abendmahl: „Bis auf den heutigen Tag gibt es nur allzu viele, die es für einen triftigen Grund zur Verwerfung der Lehre unserer Kirche halten, daß dieselbe unbegreiflich und daher vor dem Richterstuhl unserer Vernunft unreimbar ist.“ . . . Verwirft man eine einzige klare Lehre göttlichen Worts, weil man sie nicht mit dem Verstand begreifen und ihre Reimbarkeit,⁴⁾ Möglichkeit und Beschaffenheit nicht erklären kann, so ist man in diesem Stück nicht gläubig, sondern ungläubig.“ (Wie das den heutigen Dr. Schmidt selber trifft!)

1) Citirt in „Kirketidende“ 1885, S. 163.

2) Ebendasselbst, S. 164.

3) Ebendasselbst, S. 164.

4) Mit Absicht behalten wir hier ein dem Original auch nach der Ableitung genau entsprechendes, wenn auch etwas undeutlich klingendes Wort.

„Und thut man dies mit Bewußtsein, mit Willen und Vorsatz, so hilft es nichts, wenn man das ganze Wort Gottes und alle Glaubensartikel glaubt. ‚Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten‘, das Wort gilt auch hier.“ (O daß gerade dies nur nicht auch den jetzigen Dr. Schmidt trifft!) — Wie echt lutherisch sagt der frühere Prof. Schmidt in eben jenem im Jahre 1871 geschriebenen Artikel: „Wenn die Vernunft unsere Regel und Richtschnur in dem einen Artikel ist, so muß sie es auch in andern, ja, in allen Artikeln sein. Soll die klare Aussage des göttlichen Worts in dem einen Artikel nicht gelten, weil es nach dem Urtheil unserer Vernunft zu unbegreiflich und unreimbar ist zu glauben, was geschrieben steht, so müssen gewiß alle klaren Lehren göttlichen Worts nach unserer Vernunft beurtheilt werden, und wir würden keinen Glaubensartikel oder Geheimniß anzunehmen brauchen, ehe er für unsere Vernunft reimbar und begreiflich geworden wäre. Aber wie würde es dann mit allen Lehren unseres christlichen Glaubens in allen drei Artikeln gehen? Sind sie nicht alle ‚eine Thorheit‘ für die Vernunft? Sind sie nicht alle unbegreiflich und unerforschlich?“

So hat Prof. Schmidt damals, als er es noch verstand, seine Vernunft in den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen, und „Unreimbarkeiten“ in allen christlichen Lehren glaubte, im Voraus seinen jetzigen Standpunkt beleuchtet. Seinen alten Standpunkt hat er überwunden. Jetzt hat er an dem verschiedenen Verhalten des Menschen den Schlüssel zu dem Geheimniß, warum von ganz gleichen Menschen unter Wirkung ganz derselben Gnade die einen bekehrt werden und die andern nicht. Welche Veränderung! Noch im Jahre 1877 bemerkt er zu Matth. 25, 34.: „Christus sagt: ‚Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters.‘ Die, welche gesegnet sind, haben sich nicht selbst gesegnet gemacht; aber die Verdammten haben sich verdammt gemacht. Es ist Gottes Wille, daß alle gesegnet sein sollten. Daß einige gesegnet werden, die andern nicht, davon weiß Gott die Ursache. Wir können wohl begreifen, daß einer, der anfängt zu widerstehen, immer härter, ein anderer, der anfängt nachzugeben, immer weicher wird; aber das ist kein Schlüssel. Gott bekehrt die Menschen nicht nach dem Willen seiner absoluten Macht, sondern nach einer gewissen Ordnung; aber wer über das Ganze Aufschluß haben will, muß hingehen und Gott fragen.“¹⁾ Zu Röm. 8, 28—30. sagte er damals: „Gott hat schon den Schlüssel dazu, daß so viele nicht zum Glauben kommen, während andere dazu kommen.“²⁾ Damals kannte er auch Geheimnisse in der Bekehrung und in der Gnadenwahl, wie wir sie jetzt noch anerkennen. Zu Frage 283 im Dietrich'schen Katechismus sagte er im selben Jahre: „Manchmal wird ein Schlechterer bekehrt, während ein weniger Schlechter nicht bekehrt wird; das begreifen wir nicht, das sind Gottes unerforschliche Wege. Siehe

1) „Kirketidende“ 1884, S. 675.

2) Ebendaselbst S. 676.

z. B. den wuthschnaubenden Paulus. Der von Natur allerbeste Mensch ist ebenso untüchtig, sich zu bekehren, wie der allerschlimmste.“ Und so klar ist es ihm, daß diese „Unreimbarkeit“, dieses „Geheimnißvolle“ nicht einmal gegen die gesunde Vernunft ist! Der frühere Prof. Schmidt hatte im geraden Gegensatz zu dem heutigen Dr. Schmidt Jes. 55, 8. 9. im Auge, und sagte daher im Jahre 1877 zu Eph. 1, 3—6.: „Warum will denn Gott den Teufel nicht vernichten, da er es doch mit seiner Allmacht thun könnte? Ja, da frage Gott, das geht uns nichts an. Wenn wir ein Fernrohr nehmen und den Himmel schauen, so sehen wir doch das Ende nicht, und wenn wir noch vielmal stärkere Fernrohre nähmen, als die sind, welche wir jetzt haben, würden wir doch das Ende nicht sehen; die Grenze würde nur in weitere Ferne gerückt werden. So ist's auch mit dem Mikroskop; wir kennen ¹⁾ keinen Unterschied zwischen Nichts und dem kleinsten Atom. ... Wir sehen nur stückweise, wir machen nur Vergleiche, wir sagen: Das ist so, jenes ist so, darum muß das Dritte auch so sein; aber da können wir auf etwas kommen, was nicht Stich hält.“ ²⁾

Ja, sogar der gewöhnliche Einwand, daß bei unserer Bekehrungs- und Gnadenwahllehre die unwiderstehliche Gnade eine unvermeidliche Consequenz sei, ist schon im Voraus lutherisch beleuchtet von — Prof. Schmidt. Auf dem jetzt von ihm verlästerten Missouri-Standpunkt stehend, schrieb er im Jahre 1875: „Unsere Gegner“ (wie heutzutage er selbst — C. D.) „suchen an dieser Stelle geltend zu machen, daß eine solche Lehre die Wirkung der Gnade Gottes als unwiderstehlich oder zwingend hinstellt, und daß Gott somit nicht bloß zur Ursache des Glaubens, sondern auch zur Ursache des Unglaubens gemacht wird.“ (Und was antwortet er seinen Gegnern?) „Diese Schlußfolgerung ist durchaus ohne Grund. ... Der Mensch hat Kräfte zum Bösen, aber nicht zum Guten. Der Mensch kann sich wohl bestimmen gegen Gott, aber nicht dazu, mit Gott zu sein. Gott sagt selbst: ‚Israel, du bringest dich in Unglück; denn dein Heil stehet allein bei mir.‘ ... Es ist wahr, wenn ein Mensch zur Bekehrung kommen soll, da darf er nicht durch muthwilligen Widerstand Gottes Absicht und Werk erfolglos machen; aber daraus folgt doch nicht, daß der Mensch einen thätigen Antheil“ (vergl. hier besonders die „Activität“ und das Mitwirken bei P. Muus, S. 172 ff.) „in Bewirkung seiner geistlichen Wiedergeburt nimmt. Die Lehre, daß der Mensch, wenn Gott den Glauben schafft, mitwirkend ist oder daß dessen natürlicher freier Wille den Menschen sollte bewegen können, daß er seine Zuflucht zur Gnade nimmt, ist ein alter semipelagianischer Irrthum.“ ³⁾ Was wir noch heute von der Gnade sagen, das lehrte er

1) Soll wohl heißen: „Uns entgeht der Unterschied“ u. s. w. C. D.

2) „Kirketidende“ 1884, S. 674.

3) Citirt in „Kirketidende“ 1885, S. 50 f.

im Studienjahre 1876—1877 seine Studenten in Madison, wenn er sagte: „Aber Gott wirkt doch nicht mit Zwang, sondern beeinflussend, überredend, nöthigend.“¹⁾

Welch klares Licht wirft nun aber endlich der frühere Prof. Schmidt auf den heutigen Dr. Schmidt erst in der Lehre von der Gnadenwahl! Dr. Schmidt's jetzige Stellung ist bekannt und ergibt sich auch aus dem Vorstehenden. Wie lehrte er aber früher? Zu Frage 321 im Dietrich'schen Katechismus bemerkt er 1876—1877: „In dieser Antwort ist auf viele Fragen geantwortet. Was ist die Quelle von diesem allen? Antwort: Der Vorsatz des freien Willens Gottes; so ist es, und wir haben nicht zu fragen, weshalb? Es ist Gottes freier Wille. Gott ist zu nichts gezwungen. Dieser Vorsatz des Willens ist allein aus seiner Gnade und Barmherzigkeit in Christo;²⁾ dies Wort alleine schließt **alles** von Seiten des Menschen aus.“ (Also auch die Stellung des heutigen Dr. Schmidt, daß die Seligkeit und die Erwählung in einem gewissen Sinn nicht allein von Gott, sondern auch in einem gewissen Sinn vom Menschen abhängt.) „Wenn Gott gnädig und barmherzig ist, da ist er gnädig und barmherzig in Christo Jesu, nicht außer ihm. Gottes freier Wille ist in Christo, d. i. Gott sieht hin auf ihn. Das müssen wir hervorheben gegen die schreckliche calvinische Lehre, daß Gott will, daß einige verdammt werden sollen. Wir lehren eine Gnadenwahl, aber nicht eine Bornwahl. Gott hat wohl gesagt, daß, wer nicht glaubt, verdammt wird. Daß ein Mensch glaubt, geschieht nach Gottes Willen; aber daß er nicht glaubt, geschieht nicht nach Gottes Willen, sondern im Gegentheil: die Menschen zwingen Gott, sie zu verdammen. Gott handelt nach dem Vorsatz seines Willens, als dem höchsten, aber das geschieht in Christo, nicht nach unserm Verdienst. Gott nimmt keine Rücksicht auf unser Thun.“³⁾ Und, was sein damaliges Verständniß von dem, wozu wir erwählt sind, anbetrifft, so sagt er im selben Studienjahr zu Eph. 1, 3—6. u. a.: „Paulus sagt an dieser Stelle, wozu wir erwählt sind, nämlich zum ewigen Leben; er sagt: ‚Daß wir sollten sein heilig und unsträflich vor ihm in der Liebe.‘ . . . Wir können diesen Endzweck zerlegen in das, was schon in diesem Leben ist, und das, was erst in der Ewigkeit kommt. Dieser Endzweck geht auch dieses Leben an, denn wir sind zu den Mitteln, nämlich den Gnadenmitteln, die uns zum ewigen Leben bringen, bestimmt.“ Er fährt dann gleich fort: „Das Motiv der Wahl muß man nie auf Seiten des Menschen setzen; das Motiv ist Christus, und die, welche an Christum glauben, sind im Mo-

1) Citirt in „Kirketidende“ 1884, S. 671.

2) Vgl. Dietrich, Antwort zu Frage 321.

3) Norwegisch: „Gad tager ikke Hensyn til vore Dyder.“ Citirt in „Kirketidende“ 1884, S. 673.

tiv.“¹⁾ Und zu Frage 326 im Dietrich bemerkt er: „Warum die Erwählten sich wieder bekehren, wenn sie fallen, andere Gläubige, wenn sie fallen, sich nicht wieder bekehren, wissen wir nicht.“

Soweit diese Darstellung des heutigen Schmidtianismus in seiner nacktesten Gestalt. Der heutige Schmidtianismus ist Latermann'scher semipelagianischer Synergismus; ²⁾ der heutige Schmidtianismus ist nicht die Stellung der Dogmatiker, sondern hat den Schritt „vollaus genommen“, ³⁾ ist nicht auf halbem Wege stehen geblieben, sondern über die Dogmatiker weit, weit hinausgegangen; Prof. Dr. Schmidt in Madison hat früher ganz auf unserm, missourischen, also nach seiner jetzigen Ansicht calvinistischen Standpunkt gestanden, und ist doch nicht so ehrlich gewesen, zu sagen, daß sein Läuten der „Sturmglöcke“ zunächst seinem eigenen früheren Calvinismus und Determinismus gegolten habe; er ist von der reinen, von uns bekannten Wahrheit, die er selbst vor Jahren in deutscher und besonders in norwegischer ⁴⁾ Sprache mit Klarheit, Schärfe und Gründlichkeit vertheidigt hat, abgefallen. Daß ihm selbst dies entgeht, ist ein Beweis, wie der Fürst der Finsterniß der Menschen Sinn und Herz blenden kann.

C. D.

(Eingesandt.)

Einige Blicke in die papistische Missionspraxis.

(Fortsetzung.)

2. Die Substituierungs-Methode.

Der alte Dr. Phil. Nicolai, der Sänger der Lieder „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, der „theuere Held“ im Kampf um die reine Lehre, tröstet sich in seinem Buch vom Reiche Gottes ⁵⁾ in Betreff der papistischen Heidenmission damit, daß „die Jesuiten und Päbster, ob sie wohl voll sind aller abscheulichen Greuel“, ihre Arbeit unter den Heiden doch nicht damit beginnen, daß sie den Heiden von der Autorität der römischen Kirche, von Menschenfrazungen, von der Messe, dem Fegefeuer u. s. sagen, sondern erst von der Schöpfung, vom Sündenfall und von der Erlösung predigen. Er begründet dies mit dem Bericht eines damals in Japan missionirenden Jesuiten vom Jahre 1564. Da heißt es in Betreff der japanesischen Heiden: „Unsere Form und Weise aber mit

1) Citirt in „Kirketidende“ 1884, S. 674.

2) Vgl. S. 174.

3) Vgl. S. 172 f.

4) Woher alle in diesen Blättern enthaltenen Citate genommen sind.

5) Das ursprünglich lateinisch geschriebene Buch Nicolais vom J. 1598 ist hernach im J. 1628 durch M. Gottfried Artus verdeutschte unter dem Titel: „Historia des Reichs Christi“ erschienen. Letzterem ist das hier Mitgetheilte entnommen.

ihnen zu handeln, ist diese: Erstlich fraget man, was sie für eine Secte haben, darnach werden nicht allein die, sondern auch alle andere Japonische Secten mit vielen Gründen also widerleget, daß sie verstehen und greifen müssen, daß sie dadurch zur ewigen Seligkeit nicht kommen können. Wenn sie nun das verstanden haben, so lehret man sie, daß nur ein einiger Schöpfer aller Dinge sei, welcher Alles aus nichts erschaffen, und daß alle Creaturen ihr Amt, dazu sie geschaffen, noch verrichten, ohne allein die abgefallenen Engel, und der Mensch, welcher aus eigenem Muthwillen von dem vorigen Stand abgewichen, darein er von Gott gesetzt war, und nunmehr dem Gesetz, wie denn auch der rechten Vernunft, zuwider lebet. Darnach lernen sie ferner, daß Gott dreieinig sei, dessen Gebot der erste Mensch verlassen und nachdem die Beleidigung der unendlichen göttlichen Majestät auch eine unendliche Genugthuung erforderte, habe die andere Person in der Gottheit, weil weder das menschliche Geschlecht, noch eine andere Creatur solches zu bezahlen vermöchte, unsere menschliche Natur gutwillig an sich genommen, auf daß er als wahrer Mensch und Gott die Strafe für unsere Sünden mit seinem theueren Blut und schmählischen Tod bezahlete und uns bei dem allmächtigen Gott wieder zu Gnaden brächte. Dieses alles wird ihnen verständlich und weitläufig erkläret; zudem wird ihnen auf ihr Fragen nothdürftiglich geantwortet, und wird also aller Zweifel ihnen, so viel möglich, benommen. Endlich aber, wenn ihnen gewisse Gebete sammt den heiligen zehn Geboten wohl eingebildet sind, und sie verheißen und angeloben, sie wollen alle heidnische Abgötterei und Aberglauben fahren lassen, wird ihnen die Kraft und Geheimniß der heiligen Taufe erkläret und werden alsdenn Christo zugeführet und getauft.“ In der That, eine „Form und Weise“ der Mission unter den Heiden, um welcher willen daheim jener Jesuit als lutherischer Keger den Scheiterhaufen hätte besteigen müssen. Entweder bildete nun nicht nur in der Tauf-, sondern auch in der Lehrpraxis dieser Jesuit eine rühmliche Ausnahme und läßt dieselbe als eine glückliche Inconsequenz erscheinen, oder man hat schon frühzeitig dieselbe aufgegeben, die Taufpraxis nicht nur, sondern auch die Lehrpraxis. Zu dieser Annahme nöthigt, was Dr. Barneß nun weiter aus den „Katholischen Jahrbüchern“ und anderen neueren papistischen Missionschriften auch über die Substitutionsmethode zur Kenntniß bringt.

Was bringt man den Katechumenen und Neophyten für ein Evangelium, wenn ja vor oder nach der Taufe ein eigentlicher Lehrunterricht da und dort mehr oder weniger ertheilt wird? Während in der gesammten „protestantischen“ Mission trotz aller Spaltung durch viel Schwärmerei und Ketzerei, und wenn auch mehr oder weniger mit dem Sauerteig falscher Lehre vermengt und hernach verderbt, doch „die großen christlichen Hauptthatfachen und Grundwahrheiten den wesentlichen Inhalt der Predigt und Katechumenenunterweisung bilden, vor allem die Thatfachen des Lebens Jesu, wie sie das apostolische Glaubensbekenntniß aufs kürzeste zusammen-

stellt, und die Forderungen der Buße und des Glaubens, welche die Grundbedingungen des Heilsempfanges sind“, so ist Dr. Warnef bei seiner „umfassenden Lectüre in der katholischen Missionsliteratur nur selten auf diese Wahrheiten gestoßen“. Nicht nur wird fast stehend „das von den Missionaren gelehrt Christenthum als Gesetz bezeichnet — eine charakteristische Ironie auf die Marshall'sche Behauptung, daß sie die privilegierten Nachfolger des heiligen Paulus und ihre Missionsmethode ganz die seinige sei“, sondern es wird dabei auch eitel Menschengesetz dem Gesetze Gottes substituirt. „Die Kirchengesetze sind für sie (die katholischen Heidenchristen) Gottes Gesetz; an die Beobachtung oder Uebertretung der einen oder andern ist die nämliche Folge geknüpft: der Himmel oder die Hölle“ — heißt es in den „Katholischen Jahrbüchern“ 1874, VI, 52. Umsomehr steht an der Stelle von Christus allesbeherrschend die papistische Lehre von der Kirche im Mittelpunkt. Haarsträubend ist's, Folgendes weiter zu lesen: Und „wenn die Missionare ihren Katechumenen die Stiftung der Kirche erklären, stellen sie immer zuerst die Glaubenslehre vom Pabst und seinen ihm von Gott verliehenen Vorrechten dar. . . Die Neubekehrten fragen, auf welcher Seite des Horizonts sich jenes Rom befindet, wohin Jesus Christus den unwandelbaren Thron seines Stellvertreters gestellt habe. Wenn sie diese Richtung kennen, wenden sie ihre Hände und Blicke gegen dieselbe, als ob sie den Weg zum Himmel sähen. . .¹⁾ Das Leben des heiligen Petrus ist ihnen gut bekannt (??); sie wissen, daß er in den Päbsten immer fortlebt, daß er die Wurzel aller bischöflichen und priesterlichen Gewalt ist. . . Deshalb sagen sie, wenn sie sehen, daß sich die protestantischen Prediger in heftigen aber fruchtlosen Bemühungen erschöpfen, um dem Schatten des Todes neue Finsternisse hinzuzufügen: Das Netz des heiligen Petrus ist allein imstande, Fische zu fangen; das Netz der Keher fängt nichts, weil Jesus Christus nicht in ihrem Fahrzeuge ist. . . Der Priester ist in ihren Augen, was er in den Augen des Glaubens wirklich ist: Der Stellvertreter Gottes, ein anderer Heiland. . . Ihr Vertrauen zu ihm ist unbeschränkt und jedes seiner Worte ist ein Orakel. . . Sie glauben, er sei der Herr des Gottes der Natur. . .“

So ist es denn auch kein Wunder, daß draußen mehr noch als daheim dem lebendigen Christenthum ein bloßes Formenchristenthum substituirt wird. „Man muß zugeben, daß die päpstlichen Missionare vornehmlich in der neuern Zeit nicht bloß einen großen Eifer, sondern auch ein praktisches Geschick entwickeln, um ihre Neophyten in den Formen und Formeln des Romanismus festzumachen. Sie wenden dabei, wie sie sich selbst ausdrücken, „alle Arten von Kunstgriffen“ an, ein System, in dessen Natur es um so mehr liegt, wesentlich Abrihtung zu sein, als auch die

1) „Ganz wie es die Mohammedaner mit Mekka machen!“ (Warnef.)

Einübung in das kirchliche Ceremoniell ganz von selbst und besonders bei geistig tief stehenden Völkern zur bloßen Dressur führt.“ Und über solchen Errungenschaften werfen sich die Herren Jesuiten in die Brust. Wenn die protestantischen Missionare, die in geistlicher und sittlicher Beziehung eben höhere Forderungen an das Christenthum ihrer Täuflinge stellen und darum mancherlei Klage über noch mangelhafte Durchsäuerung mit den Heiligungskräften des Evangelii bei den jungen Heidenchristen laut werden lassen, so erdreisten sich jene zu schreiben: „Immer und immer finden die Sendboten, daß die Anhänger ihrer Mission es dem Namen nach sein mögen, aber sobald es sich um die Forderungen des Christenthums handelt, als einfache Heiden sich erweisen.“

Nun, es wird den Neophyten für die alten heidnischen Gebräuche ein voller Ersatz geboten, so daß es sehr natürlich ist, wenn von jenen keine Reste zu sehen sind, während sie in den protestantischen Missionen noch manchmal auftauchen, wie auch eine große Fülle von Feigenblättern, unter denen das, was wir Aberglauben, Zauberei und Heidenthum nennen, sich künstlich verbergen läßt. Das ist der dem Gözen- und Zaubereidienste substituirte römische Mariencultus, der Heiligen- und Bilderdienst, das Reliquien- und Medaillen-unwesen u. s. w.

Bei dem heutigen Stande des Marienkultus spielt selbstverständlich der Mariendienst in der römischen Mission eine Hauptrolle. Da aus dem heimathlichen römischen Kultus die Marienvergötterung hinlänglich bekannt ist, so führt Warneck nur Ein Beispiel an. Wir geben es hier in der Kürze.

Wie die „Jahrbücher“ berichten, landete im März 1850 auf der chinesischen Insel Hainan der französische „Apostel“ Mailfait. Die Bewohner bestanden, wie der katholische Bericht ausdrücklich constatirt, aus „wilden Stämmen, die allein dem Naturtriebe folgen“. Ohne Kenntniß der Sprache beginnt der römische „Apostel“ zunächst damit, den spärlichen, gänzlich verlassen gewesenen und völlig verwahrlosten Resten der vor Jahrhunderten zahlreichen christlichen Bevölkerung der Insel Rosenkränze und Medaillen zu geben und „gewinnt so aller Herzen“.

Bald nahete zunächst die Charwoche. Mit den ihm zu Gebote stehenden geringen Hilfsmitteln suchte Mailfait dieselbe möglichst feierlich zu begehen: ein Tisch anstatt eines Taufsteins, ein Bambusrohr anstatt einer Osterkerze, nebst einigen Blumen und Verzierungen für die Kapelle. „Dennoch“, schreibt er, „waren durch dieses Wenige unsere guten Leute in Erstaunen gebracht; dergleichen hatten ihre Augen noch nie gesehen. Am Charfreitag wollten wir die Anbetung des Kreuzes vornehmen. Und deshalb kamen sie schaarenweise schon mitten in der Nacht.“ Das Osterfest wurde noch feierlicher begangen: Viele Leute, die

auf die Nachricht, ein französischer Priester sei ins Land gekommen, der erstaunliche Dinge wirke, aus allen Dörfern herbeigeeilt waren und vor deren Augen das Schauspiel einer Hochmesse aufgeführt wurde, bei der zwei schnell abgerichtete Jungen in weißen Chorkhemden als Ministranten dienten und ein alter Tabakhändler, den der „Apostel“ wie im Handumdrehen zum Katecheten gemacht hatte, als Organist fungirte, die Christen aber bei gewissen Akten die landesüblichen Feuercracker abbrannten.

Aber nun kam erst die rechte Zeit für Mr. Mailfait — der marianische Mai! Hatte „seine kindliche Liebe zur Mutter Gottes“ es ihm zur Pflicht gemacht, gleich bei seinem Eintritt in die Insel dieselbe dem Schutz der mächtigen Jungfrau anzuempfehlen, wie konnte er den schönen Marien-Monat vorübergehen lassen, ohne seine kindliche Andacht zur Himmelskönigin an den Tag zu legen und seinen Christen die Liebe zu Maria einzulösen! „Nichts war auch erbaulicher“, schrieb er, „als die Art und Weise meiner Neubekehrten, Maria während des ihr geweihten Monats zu verehren.“ (Man erinnere sich: er war jetzt sechs Wochen auf der Insel, deren Sprache er „kaum kannte“!) Nachdem nun unser Jesuit beschrieben hat, wie er das tägliche Abbeten des Rosenkranzes bei seinen Neophyten in Gang brachte, so fährt er fort: „Kaum hatten unsere Herzen die ersten Gebete zum Himmel emporgesandt, so ließ schon die allerseligste Jungfrau meiner Mission ihren Segen angedeihen. Am ersten Tage kam ein Heide acht Stunden weit zu mir. . . . Er hatte von der christlichen Religion erzählen hören und kam, mich zu bitten, ihn in derselben zu unterrichten. Sein Hereintreten schwebt mir noch lebhaft vor Augen. Der Thür gegenüber stand der Muttergottesaltar mit dem Bildniß der unbefleckten Empfängniß. Als er dieses Marienbild erblickte, fiel er auf seine Kniee und **ohne zu wissen, was es war** oder was er sagen sollte, begrüßte er dasselbe durch tausend Handbewegungen und Fußfälle. Darauf wandte er sich an mich mit der Bitte, ihn zu unterrichten. Ich beauftragte damit meinen Katecheten, einen eifrigen Diener Mariens. Am folgenden Tage wußte er schon die nothwendigsten Gebete auswendig und hatte bereits einen Begriff von unserer heiligen Religion.“ — Daß von vornherein in der heutigen römischen Mission die vergottete Maria eine centrale Stellung einnimmt, illustriert zugleich hinreichend dieses Beispiel.

So wird denn mit dem Mariendienst zugleich auch der Heiligendienst alsbald in die Heidentwelt eingeführt. Wenn nun schon in der heathenlichen römischen Kirche die bekannte Unterscheidung zwischen *dulia* und *latria* (Verehrung und Anbetung) als ein sophistischer Nothbehelf sich erweist, um den das wirkliche Leben selbst beim Priester sich nicht kümmert, so liegt es auf der Hand, daß bei Menschen, die in polytheistischen Anschauungen aufgewachsen sind, der römische Heiligendienst sich nothwendigerweise zu einer neuen Form des Götzendienstes gestalten muß und so die

papistische Mission auch hier dem heidnischen Polytheismus einen andern, noch dazu mit dem Namen Christi geschmückten substituirt.

So heißt es z. B. in den Berichten der jesuitischen Sambesi-Missionare: „Es ist kaum Einer unter uns, der dem heiligen Antonius nicht einen besonderen Dank schuldet. Ich will hier nur Eine Gunstbezeugung anführen. Br. Nigg hatte eines Tages seine Schlüssel verloren. Das setzte uns alle in große Verlegenheit, weil mancher Schlüssel zur Küche gehörte. Wir forderten ihn auf, sich an den heiligen Antonius zu wenden. Er meinte aber, der heilige Antonius habe zu viel für ihn zu thun und er müßte zu weit gehen, um ihm die Schlüssel wiederzubringen (!!!). Zuletzt verstand er sich doch dazu. Kaum hatte er sein Gebet verrichtet, als ein Schwarzer daherkam und fragte, ob wir einen Bund Schlüssel verloren hätten, er habe sie fünf Meilen von hier gefunden. Richtig, das waren die Schlüssel des Bruders, auch nicht einer fehlte! Nicht umsonst haben wir uns dem heiligen Antonius empfohlen und vor seinem Bildniß in Brüssel vom Tage unserer Abreise an zwei Monate lang eine mächtige Kerze brennen lassen.“ Später wiederholt sich dieselbe Geschichte mit einem Brevier, bemerkt Warnock in einer Fußnote.

Ja, wie die Heiden mit ihren Götzen, wenn diese ihnen nicht den Willen thun, verfahren, gerade so geht man in solchem Fall mit den lieben Heiligen um. Selbst der heilige Joseph, dem man doch zutraut, daß er „den christlichen Seelen Gedanken eingeben“ werde und durch seine Verdienste ihnen sogar „eine glückliche Sterbestunde“ verschaffen könne, mußte sich dergleichen gefallen lassen. Dr. Warnock traute kaum seinen Augen, als er buchstäblich, aus dem Jahre 1884 in den „Kath. Jahrbüchern“, folgende Auslassungen des hochw. Pater Augouard las: „Deshalb ward ich eines Abends, da ich leidender war, als je, fast böse auf den heiligen Joseph und sagte zu ihm: Guter heiliger Joseph, der du Beschützer dieser (Kongo-) Mission bist, ich habe bis jetzt gearbeitet und du hast noch nichts gethan; ich bin krank und kann nicht mehr arbeiten; richte dich nun ein, wie es dir beliebt, denn ich bin zu nichts mehr gut. — Zwei Tage nachher kam der gute Pater Krafft an. . . Er hatte eine kleine Statue des heiligen Joseph mitgebracht. Ich empfahl dem Patriarchen von Nazareth abermals mein Anliegen und bedeutete ihm, man werde ihn (d. h. seine Statue) erst dann aufnehmen, wenn er die Angelegenheiten geordnet habe.“

(Schluß folgt.)

V e r m i s c h t e s .

Zwei Urtheile über Pabst Gregor VII. Folgendes lesen wir in L. Grote's, Pastor a. D. in Basel, Kreuzblatt vom 10. Mai:

Am 25. Mai sind es 800 Jahr, daß Pabst Gregor VII. gestorben ist. Er war unstreitig einer der hervorragendsten Kirchenfürsten, wo nicht der hervorragendste unter allen römischen Pabsten. Das Heil der Kirche lag ihm wie keinem Andern am Herzen,¹⁾ und wenn er auch in seinen Mitteln fehlgriff, so soll man ihm den Ruhm unverkümmert lassen, daß er es treu und ehrlich mit der ihm gestellten Aufgabe meinte und nach dem Maße seiner Einsicht und der ganzen Zeitverhältnisse that, was er konnte, um sie zu erfüllen.²⁾ Er starb in Salerno mit dem Klagerufe: „Ich habe Gerechtigkeit geliebt und Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung.“³⁾ Ist es bei den heillosen kirchlichen Zuständen, die im neudeutschen Reiche herrschen, zu verwundern, daß nicht bloß zu Rom am päpstlichen Hofe sich ein Ausschuß von Geistlichen gebildet hat, welcher am Todestage Gregors eine Feier veranstalten will, sondern daß auch die Katholiken Deutschlands sich anschicken, diesen Gedenktag feierlich zu begehen? Ein protestantisches Blatt nennt diesen Vorschlag „seltsam“ und meint, die Verwirklichung wäre ein Faustschlag ins Angesicht aller deutschen Protestanten, ein Faustschlag auch ins Angesicht des Kaisers und — last not least! — des Fürsten Bismarck. Aber was war denn die Feier des Lutherfestes? War sie nicht ein Faustschlag ins Angesicht aller Katholiken, ins Angesicht des Pabstes und aller seiner Cardinäle und Bischöfe? Seien wir doch etwas gerechter und meinen wir nicht, „wir Protestanten“, d. h. die Staatskirchlichen, die sich à la Stöcker darauf verlassen, daß ihnen Kaiser Wilhelm und Bismarck voranreiten, dürften den Katholiken ungescheut ins Angesicht streichen und sie müßten nur stillhalten und sich schlagen lassen. Selbstverständlich verwerfen wir die Lutherfeier nicht, wenn auch die zu Wittenberg nicht nach unserm Geschmack war. Aber nun lasse man doch die Katholiken neidlos ihren in Wirklichkeit großen Pabst feiern. Der Culturkampf, der so unfähiges Unheil angerichtet und die Wunden der Kirchentrennung, die nachgerade zu vernarben anfangen, bis in ihre Tiefen aufgerissen hat, kann doch wohl nicht als Grund angeführt werden, weshalb die Katholiken nicht feiern sollten! Im Gegentheil begründet die „Germania“ das Vorhaben der Katholiken mit der Behauptung, die jetzigen kirchenpolitischen Zustände Deutschlands seien jenen zur Zeit Gregors VII. sehr ähnlich und das deutsche Volk müsse

1) Welche Kirche P. Grote wohl meinen mag? W.

2) Gerade wie Paulus, als er noch ein Saulus war. W.

3) mit einem solchen Bekenntniß würde wohl auch Saulus gestorben sein, wäre er nicht zur Erkenntniß Christi gekommen. W.

gerade diesem großen Vorkämpfer politischer und religiöser Freiheit, der sich der Allgewalt mißarteter Fürsten und frecher Minister widersetzte, zu besonderem Danke verpflichtet fühlen. „Benutzen wir die Gelegenheit, unser katholisches Volk über diesen großen Papst zu belehren und die durch Jahrhunderte auf ihn gehäufte Schmach von ihm abzuwenden“, schreibt die „Germania“. Daß eine solche „Belehrung“ selbst für lutherische Doctoren der Theologie nicht überflüssig ist, beweist das Zeitblatt des Dr. Munkel, welches in Nr. 15 sagt: „Er stellte den berüchtigten Satz auf, das Papstthum sei die Sonne, das Kaiserthum der Mond, und wie der Mond sein Licht von der Sonne empfangt, so sei das Kaiserthum und die weltliche Macht ein Ausfluß und eine Verleihung des Papstes, der Kaiser und Könige einsetzen und absetzen könne. Das gilt als päpstliches Recht bis auf diesen Tag. Eine Anwendung davon machte er bei Kaiser Heinrich IV., welchen er absetzte und zu dem schimpflichen Bußwege nach Canossa zwang, unter Beihilfe der deutschen Fürsten.“ Die unterstrichenen Worte enthalten eine der größten Geschichtslügen, die je erfunden sind, um einen Mohren weiß zu waschen. Heinrich IV. war nicht nur ein „mißarteter“ Fürst, sondern einer der gottlosesten Buben, die je auf dem Throne gesessen, und als er sich durch seine Gewalt- und Frevelthaten festgerannt hatte und keinen andern Ausweg sah, zog er freiwillig mitten im Winter über die Berge, um mit Hülfe des Papstes wieder zu Macht und Ansehen zu kommen. Gregor VII. sah den gottlosen und völlig unbußfertigen Sünder nur mit Bangen kommen und wußte lange nicht, was er mit dem fürstlichen Heuchler anfangen sollte. Dennoch soll der Papst ihn zu „dem schimpflichen Bußwege“ gezwungen haben.¹⁾ Ja, „schimpflich“ war dieser Bußweg für den, der ihn heuchlerisch lediglich aus politischen Gründen einschlug. Aber daß Gregor VII. ihn dazu „zwang“, ist eine eben so schimpfliche Lüge wie die, daß Tilly bei der von Gustav Adolf gewollten und herbeigeführten Zerstörung Magdeburgs, statt zu retten, was sich retten ließ, eine besondere Grausamkeit an den Tag gelegt habe, daß Herzog Georg in Hildesheim durch einen katholischen Mönch vergiftet sei, daß der katholische Landgraf Friedrich von Hessen seine Unterthanen nach Amerika verkauft habe, um sich mit dem Blute seiner Unterthanen ein silbernes Tafelservice anzuschaffen, und andre fables convenues. Sollte wirklich der lutherische Doctor der Theologie das nicht wissen? Dann könnte die katholische Gedektfeyer auch für ihn, wie für so viele Andre, einen Nutzen haben. Man bekämpfe die falschen Wege der römischen Hierarchie, wie Luther sie bekämpft hat, mit dem Worte Gottes; aber man lüge nicht. Aber freilich, wenn man über Gregor VII. die geschichtliche Wahrheit

1) Dr. Munkel meint offenbar keinen äußerlichen, sondern einen moralischen Zwang zu Heinrichs schimpflicher Buße, nachdem Gregor durch seinen päpstlichen Bann gut antichristlich Heinrichs Unterthanen vom Eid der Treue gegen denselben losgesprochen hatte.

sagt, so kann man keine Canossasäulen aufrichten und nicht in das Trozwort einstimmen: „Nach Canossa gehn wir nicht.“ Höhnend schließt Dr. Müntel seinen culturfämpferischen Artikel mit den Worten: „Jetzt ist der Mond zur Sonne geworden und die Sonne zum Monde.“ Das ist für gewisse Staatstheologen nur zu wahr. J. B. in der Trauungsfrage empfing der Mond der hannov. Landeskirche sein Licht von der Sonne in Berlin. —

So weit Grote's Apotheose Pabst Gregors VII. Nun vergleiche man, wie Luther über letzteren geurtheilt hat. Im Jahre 1524 schrieb Luther eine Schrift, welche den Titel trägt: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meissen soll erhoben werden.“ Diese Schrift hatte, wie die Erlanger Ausgabe der Schriften Luthers einleitungsweise bemerkt, die folgende Veranlassung. Pabst Hadrian hatte mittelst einer Bulle vom 31. Mai 1523 den im Jahre 1106 verstorbenen Bischof Benno von Meissen heilig gesprochen, angeblich deshalb, weil derselbe während des Zwistes zwischen Gregor VII. und Heinrich IV., gegen das Beispiel fast aller deutschen und französischen Bischöfe, auf die Seite des Pabstes getreten sei und außerdem viele Wunder verrichtet habe. Gegen diese Heiligsprechung, die offenbar den Anhängern der evangelischen Lehre, vorzüglich denen in der Nähe von Meissen, zur Kränkung gereichen sollte, schrieb nun Luther die nachfolgende Schrift, in welcher er hauptsächlich darauf hinweist, daß Benno bloß darum heilig gesprochen sei, weil er dem Pabst gegen den Kaiser in einer Angelegenheit beigestanden habe, die sich gar nicht auf den Glauben, sondern lediglich auf irdische Gewalt, Güter und Ehre bezogen und Deutschland zum Verderben gereicht habe.

Luthers Urtheil lautet folgendermaßen:

„Ich will schweigen der Historien, die da mächtig zeigen, wie derselbe Pabst Gregorius der Siebente an dem Kaiser Heinrich dem Vierten gehandelt hat als ein Verräther und Bösewicht, auch nach Vernunft zu reden, und hezet den Sohn wider den Vater, und entsetzt ihn vom Kaiserthum, ließ ihn so jämmerlich im Bann sterben; und das alles nur um zeitliches Gut, Pracht und Gewalt willen. Zu solchem Pabst hat sich der Benno geschlagen, wie hier die Bulla von ihm rühmt, und den Pabst in seiner Vüberei gestärkt. Und war nicht so viel Geists in dem heiligen Mann, daß er hätte mögen erkennen, wie der Pabst unrecht thät, das Kind wider den Vater zu hezen, dem Gott geboten hat Ehre und Dienst zu beweisen: sondern ist so stockblind, daß er zufährt und hält's mit dem Pabst, hilft ihm, verbannet auch beide, Kaiser und Markgrafen, so er doch sollte sein Leben daran gesetzt haben, dem Pabst Einrede zu thun und widerzustehen.“

„Ich will (sage ich) solches schweigen und setz es gleich, daß der Kaiser Heinrich habe unrecht gehabt, und der Pabst recht (das die Historien doch verneinen), nach der Vernunft zu reden; so ist je das unleugbar, daß derselbe Kaiser Heinrich nicht den Glauben noch Gottes Wort hat angetastet:

sondern, wie gesagt ist, es war um Geld und Gut, um Gewalt und Ehre zu thun, wie sich die Heiden habern. Sie (sage ich) hat der Pabst wider das Evangelium gehandelt: denn er sollte dem Uebel nicht widerstanden, und fahren lassen haben, was nicht bleiben wollt, wie Matth. 5, 39. Klärllich Christus lehret. Ja, ob der Kaiser auch wider Gottes Wort gehandelt hätte, sollt's der Pabst auch gelitten, und das Leben darüber gelassen haben, wie ein frommer Statthalter Christi, seines Herren. Nun aber widerstund er nicht allein dem Uebel, und rächet sich selbst, sondern thät so viel Uebels seinem Widersacher, vergoß so viel Blut, richt so viel Uneinigkeit an, daß greulich zu lesen ist, und ließ auch nicht ab, bis er den Kaiser brachte ums Kaiserthum, um Land und Leut, um Leib und Leben, um Ehr und Freund, um die Seele dazu, so viel an ihm gelegen war."

So weit Luther. Nun vergleiche man beide Urtheile. Schwerlich wird ein Leser darüber in Zweifel sein, welches von beiden, an Gottes Wort und Geschichte gemessen, das richtige sei. W.

Neue Bücher.

I. Nur ein Kind aus Israel. Eine alttestamentliche Erzählung für jung und alt von B. Mercator. Mit einem hübschen Titelbilde. Reading, Pa. Verlag der Pilger-Buchhandlung. 1885.

II. Der letzte Strauß. Vermischte Gedichte von Karl Gerok. Der „Blumen und Sterne“ neue Folge. Mit Illustrationen. Philadelphia. Verlag von Jg. Kohler. 1885.

Beide Bücher sind uns zur Anzeige zugesandt. Diesem Begehren wollen wir nun zwar nachkommen; aber empfehlen können wir weder das eine noch das andere.

Nr. I. will zwar „eine alttestamentliche Erzählung“ sein; die Grundlage dazu ist auch wirklich dem 5. Kapitel des 2. Buchs der Könige entnommen; aber was der Heilige Geist uns hier berichtet, ist zu einem Roman verarbeitet, welcher mit einer Heirath schließt. Der Sohn des Feldhauptmanns Naeman heirathet nämlich schließlich „die kleine israelitische Dirne“. Wir können solche Metamorphosen biblischer Erzählungen in Unterhaltungsromane nur für eine Profanirung der heiligen Geschichte ansehen. Weit entfernt, in die Schrift zu führen, können sie nichts Anderes wirken, als Etel an dem einfachen und doch so herrlichen und glaubensstärkenden biblischen Bericht. Wir können es nicht begreifen, wie die Pilger-Buchhandlung in ihrer Anzeige schreiben konnte: „Dem Verfasser müssen wir es Dank wissen, daß er den biblischen Kern so zart und so vorsichtig in einen passenden Rahmen gebracht hat.“

Nr. II. trägt allerdings den Namen eines wirklich hochbegabten Dichters unserer Zeit. Der americanische Bevormoder meint daher auch, daß dieser „letzte Strauß“ und ähnliche dichterische Producte unserer Zeit es beweisen, wie gut es jetzt in Deutschland in Absicht auf Religion stehe. Er schreibt: „Doch auch heute sieht es in ‚Jung-Deutschland‘ (!) nicht so öd und traurig in religiöser Hinsicht aus, als Schwarzseher meinen. Hier von legen die poetischen Herzensergüsse der christlichen Dichter unserer Zeit berecht Zeugniß ab.“ Allein wir dürfen unsern Lesern nicht verhehlen, daß leider nicht alles, was hier in einen duftenden Strauß gebunden ist, in gleicher Weise duftet, daß nicht alles eines christlichen Dichters gleich würdig ist. Was soll z. B. in einer Sammlung christlicher Poesien eine Verherrlichung der Antigone, der „edlen Frevlerin“, die für das Begräbniß ihres Bruders, der im blutigen Kampfe mit dem andern

Bruder umgekommen ist, ihr Leben opferte? Was soll da eine Verherrlichung der Arria, die, um ihrem Gemahl Pätus zur Selbsterdolchung Muth zu machen, „den blanken Stahl sich in des Buens keuschen Schnee bohrt“ und dann lächelnd spricht: „Pätus, nimm, es thut nicht weh!“? Was soll da ein Epigramm, welches zwar dem Glück verzeiht, wenn es dem Schwächling die Krone vererbt, da das Glück doch immer als blind gegolten; und welches ferner der Welt vergibt, wenn sie die Schläfe des Schwindlers unfränzt, da das „Urtheil der Welt blind gewesen von je“, aber also schließt: „Doch um den Scheitel des Schufes die silberne Krone des Alters macht mich an dir fast irr“, heilige Mutter Natur!“? Was soll endlich hier eines „Luthera-ners“ Festgedicht „Zum Zwinglitag, 1. Januar 1884“, in welchem es u. A. heißt: „Uns brennt so farg das Feuer der Bruderliebe nicht, daß uns der Mann nicht theuer, dem heut man Kränze flieht. Der in der Herde Mitten, ein guter Hirt und Held, den Zeugentod erlitten auf Kappel's Unglücksfeld“? Zwar enthält die amerikanische Ausgabe des „Lezten Straußes“ als Zugabe eine Anzahl Illustrationen, „für die“, wie der Bevormoder meint, „sicherlich jeder Leser sich dem Herausgeber zu Dank verpflichtet fühlt“, allein die meisten dieser Illustrationen sind nichts weniger, als Illustrationen des Textes, sondern müßige anderwärts her entlehnte Bilder. Und was soll das Titelbild, welches eine auf einem Divan hingestreckte üppige Frauengestalt darstellt, zu deren Füßen eine gefüllte Blumenvase steht? In Dr. Münkels „Neues Zeitblatt“ vom 6. Mai findet sich ein guter besonderer Artikel über die immer mehr in Flor kommende Sitte, Bücher mit Illustrationen zu versehen. Wir theilen daraus bei dieser Gelegenheit Folgendes mit: „Illustrationen sind eine werthvolle Zugabe zu manchen Werken. Schriften über Kunst und Alterthum, über Länder und Völker, über Natur und Technik, erhalten erst dadurch ihr volles Licht, daß ihnen Abbildungen beigegeben sind. . . Allein dabei ist es nicht geblieben. Die Illustrationen haben sich aus ihrer dienenden Stellung emporgearbeitet und eine anspruchsvolle Selbstständigkeit angemacht. Kein Volk kauft weniger Bücher als das deutsche, und bei keinem hat die Illustrations-Seuche so stark um sich gegriffen. Wir sind nicht weit davon entfernt, alles zu illustriren, wenngleich der Stoff so undankbar sein sollte, wie eine lateinische Grammatik. Schon glänzen Literatur- und Weltgeschichte in einer Reihe stattlicher Bilder; beliebte Schriftsteller, Romanschreiber, Dichter und Humoristen schmecken erst recht, wenn sie in vielen feinen Bildern auf den Tisch der Herren und Damen gelegt werden. Man könnte fragen, ob die vornehme Bücherwelt in einen Guckkasten verwandelt werden sollte. . . Man kann die Holzschnitte heutiges Tages wohlfeil geliefert bekommen, wenn sie nur nicht zum Theil abgenutzt wären und verwirrte Bilder gäben, was freilich auch auf andere kleine Volkschriften paßt, und vor allem, wenn sie nicht Dinge darstellten, die dem Inhalte des Blattes ganz fremd sind. Denn alsdann dienen sie nicht, sondern sollen an und für sich die Augen weiden; und wenn das Bild prächtig ist, so ist auch das Blatt prächtig. Das ist ein gutes Stück Augenlust, das von Buchhändlern und Verlegern nach Vermögen ausgenutzt wird. Zwar sind die Herstellungskosten oft sehr bedeutend, indessen das muß der Büchermarkt mit guten Ueberprüffungen wieder einbringen, und wenn der Griff gelungen ist, so verzinst sich das Capital reichlich. Dagegen hat der bilberlose Büchermarkt seinen Schaden davon, sofern er nicht mit einem gepuzten Anzuge den Büchern nachhelfen kann.“ W.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Das Schlimmste, was wir in dem gegenwärtigen Gnadenwahlstreit erfahren, ist nicht sowohl die bittere Feindseligkeit, mit welcher man uns überfällt, als vielmehr die falsche Darstellung unserer Lehre, deren sich fast alle unsere Gegner schuldig machen, und leider! nicht nur die verlogenen unter denselben boshafter Weise, sondern auch viele theils aus Mangel an Verständniß der Sache, um die es sich handelt, theils weil sie uns nach dem beurtheilen, was sie in den Berichten unserer verlogenen und gewissenlosen Gegner gelesen haben. Zu der letzteren Klasse

scheint auch „Serold und Zeitschrift“ gerechnet werden zu müssen. Folgendes lesen wir z. B. in diesem Blatte vom 16. Mai, offenbar in Beziehung auf uns Missouriier in einem, „of course“ anonymen, Artikel: „Die Lehre, daß Gott bei den Einen durch seine Gnade alles natürliche Widerstreben wegnehme, sie zum Glauben bringe und sie im Glauben bis ans Ende erhalte und zwar aus purem Wohlgefallen, währenddem er bei den Andern nach seinem Wohlgefallen das natürliche Widerstreben nicht hinwegnehme, den Glauben nicht in ihnen wirke, sie nicht bis ans Ende erhalte und sie so in ihrem natürlichen Verderben verloren gehen lasse, ist nicht minder calvinistisch als jene von der Vorherbestimmung zur Verdammniß.“ Der Schreiber dieser Zeilen sollte wissen, daß wir wohl Ersteres, aber nicht Letzteres lehren. Die Lehre, daß Gott „nach seinem Wohlgefallen“ bei gewissen Menschen das natürliche Widerstreben nicht hinwegnehme, verabscheuen wir als Calvinismus, indem wir lehren, daß Gott es zwar nur „aus purem Wohlgefallen“, nämlich allein aus Barmherzigkeit und um Christi allerheiligsten Verdienstes willen, ohne des Menschen Verdienst und Mitwirken, bei dem Einen wegnimmt, daß aber, wenn dies bei dem Anderen nicht geschieht, der Mensch selbst und zwar allein die Schuld trägt, indem er sich gegen Gottes Gnade muthwillig verstockt, obwohl Gott freilich, wenn er seine gemachte Ordnung aufheben und nach seiner absoluten Macht handeln wollte, auch dieses Menschen Widerstreben brechen könnte. Wer da behauptet, daß wir nicht von Herzen an die Worte des Heilandes glaubten: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt“, sondern daß wir dabei calvinische Hintergedanken hegten: der lügt entweder muthwillig, oder er schreibt es den muthwilligen Lignern nach, weil sein Gewissen gegen diese Sünde noch nicht genug geschärft ist, oder er ist unfähig, den Status controversiae zu capiren.

W.

Die Stellung des Ministeriums der Pennsylvania-Synode in der Lehre von der Gnadenwahl. Dr. Schmucker schreibt in der letzten Nummer des „Lutheran“ gelegentlich einer Anzeige der „Kirchlichen Zeitschrift“ der Iowaer: „In den vergangenen Jahren und Kämpfen haben die Pastoren der Pennsylvania-Synode nicht immer ganz mit ihren Brüdern in Iowa übereingestimmt; aber in den letzten Jahren, als sich der Streit hauptsächlich um die missourische Lehre von der Erwählung und Prädestination drehte, haben fast alle auf ihrer Seite gestanden, wenn sie auch nicht alle Darstellungsweisen billigten.“ Es will wenig besagen, wenn in dem letzten Streit „fast alle“ Pastoren der Pennsylvania-Synode gegen Missouri auf Seiten Iowas standen. Es ist nämlich aus den Veröffentlichungen, welche aus jenen Kreisen stammen, sehr klar, daß jene „fast Alle“ nicht wissen, wie Missouri steht. Noch bis in die neueste Zeit gibt man dort das für unseren Standpunkt aus, was lediglich eine Unterstellung von Seiten unserer Gegner ist. Wer sich nicht zu der intellectuellen und sittlichen Energie aufschwingen kann, unsere Lehre aus unseren eigenen Schriften und frei von den Entstellungen und unsinnigen Consequenzen unserer Gegner kennen zu lernen, der hat gar kein Recht, Stellung zu nehmen.

F. P.

Zwei schlechte „Licentiaten“ und ein gutes Bekenntniß. Der Congregationalistenprediger Dr. Todd hat seinen Austritt aus der New Haven Central Association erklärt, weil diese Conferenz die licentia concionandi zwei Studenten theilte, welche die größten Irrlehren bei dem mit ihnen angestellten Examen bekannten. Dr. Todd veröffentlicht zu seiner Rechtfertigung im „Congregationalist“ vom 21. Mai über den Vorfall eine längere Notiz, die uns interessant genug erscheint, um einen Theil derselben hierher zu setzen. Dr. Todd schreibt: Bei der April-Versammlung der Conferenz meldeten sich sechzehn Studenten vom Yale College und haben um die licentia concionandi. Ihre Examination nahm einen ganzen Tag und einen Theil des folgenden

Tages in Anspruch. Ich konnte am zweiten Tage nicht gegenwärtig sein und will daher über das Resultat der Prüfung an diesem Tage, welche sich auch auf Eschatologie bezog, nichts sagen. . . Es genügt der Hinweis auf die Stellung, welche zwei der Candidaten in Bezug auf einen Gegenstand einnahmen. Ich gebe die Fragen und Antworten so genau wie möglich. Frage: „Glauben Sie an die Gottheit Christi?“ Antwort: „Ich kann die Frage nicht bejahen.“¹⁾ Frage: „Wenn Jemand, der seine Sünde erkannt hat, zu Ihnen kommt und fragt, was er thun müsse, um selig zu werden, was würden Sie ihm antworten?“ Antwort: „Er solle seine Sünde bereuen, um Vergebung bitten, Gottes Gebote zu halten und seine Pflicht zu thun versuchen.“ Frage: „Sollten Sie ihn zu Christo als dem Heiland der Sünder weisen?“ Antwort: „Ja-a-a, ich weiß nicht, ob ich das thun sollte. Ich glaube, ich sollte das thun.“ Frage: „In welchem Lichte sollten Sie ihm Christum vorstellen?“ Antwort: „Als Beispiel.“ Frage: „Beten Sie selbst (in your own practice) zu Christo?“ Antwort: „Nein.“ Frage: „Sollten Sie Andere dazu auffordern?“ Antwort: „Ich kann darauf nicht mit Ja antworten. Ich habe darüber nie viel nachgedacht.“ Frage: „Sind Sie in dem letzten halben Jahre dem allgemeinen evangelischen Bekenntniß näher gekommen?“ Antwort: „In dem Prozeß meines Denkens, ja, vielleicht ein wenig, nach meiner persönlichen Erfahrung nicht.“ Am Schluß des Examinens licensirte die Conferenz unter der Führung und dem Druck einiger Glieder, deren Rechtgläubigkeit schon öfter in Frage gekommen ist, diese beiden jungen Männer mit den übrigen. Der eine wurde freilich nur auf 6 Monate licensirt, anstatt auf 4 Jahre, wie es gebräuchlich ist. Der andere soll bei dem Examen am folgenden Tage vollkommene Befriedigung gegeben und seine Antworten am ersten Tage erklärt haben. Jene Antworten aber waren nach meiner Meinung so klar und unmißverständlich, daß sie gar keine „Erklärung“ zulassen. Widerruf unter den vorliegenden Umständen erweckt Verdacht. Als ich das Resultat erfuhr, hat ich nach reiflicher Ueberlegung die Conferenz, mich zu entlassen, weil ich die Verantwortlichkeit nicht übernehmen könne, solche Prediger den Gemeinden zu empfehlen, und ich keinen andern Ausweg sähe als Austritt. Die Conferenz war freundlicherweise nicht willig, mich zu entlassen. Aber wenn es dahin kommt, daß unitarische Prediger unseren Gemeinden empfohlen werden sollen, so ist der Schritt zu weit für mich. Ich kenne nur ein Evangelium — das Heil aus Gnaden durch den Glauben an unseren göttlichen Heiland, den Herrn Jesum Christum.

F. P.

Farbige Predigtamtsandidaten. Der „Congregationalist“ vom 28. Mai berichtet: Kürzlich graduirten neun farbige theologische Studenten in der Howard University (zu Washington), in welcher Anstalt sich dieses Jahr 50 solcher Studenten befanden. Alle Graduirtten haben bereits Plätze, die ihrer warten, und werden sofort an die Arbeit gehen. Die Arbeit auf dem Felde der äußeren Mission ausgenommen, weiß ich keinen nützlicheren Wirkungskreis als den, der dieser Arbeiter wartet. Die große Masse der farbigen Prediger im Süden hat wenig gelernt, außer etwa den äußeren Buchstaben der Bibel (das wäre immerhin schon etwas! F. P.), und viele von ihnen können auch nicht einmal diesen Buchstaben lesen. Ihre Predigten sind unzusammenhängende Ergüsse, bei denen die Kraft der Lungen den Mangel an Gedanken ersetzen muß. Diese neun jungen Leute gehen in ebenso viele verschiedene Kreise und sind ausgerüstet mit allen Mitteln des modernen Denkens und Unterrichts, die ihre Rasse heben können. Drei von ihnen können Hebräisch, alle sind mit der englischen religiösen Literatur bekannt. So weit der Correspondent des „Congregationalist“. Was hier von der traurigen Lage eines Theiles der Negerbevölkerung im Süden und

1) I am not prepared to say that I do.

ihrer „Prediger“ gesagt ist, ist wahr. Aber ebenso sehr liegt auch für jeden Lutheraner auf der Hand, daß die von Howard University ausgegangenen farbigen Prediger „mit ihren Mitteln des modernen Denkens und Unterrichts“ nicht die Leute sind, deren die arme Negerbevölkerung bedarf. Um so eifriger sollten wir Lutheraner sein, unsere Arbeit im Süden auszudehnen. Wir haben durch Gottes Gnade, was die Neger brauchen: das reine Wort Gottes. Die südliche Negerbevölkerung brauchte so einige Tausend nach Art unserer Gemeindefschulen eingerichtete Lutherische Schulen.

F. P.

Etwas von der „General Assembly“ der Presbyterianer. Auf zwei ärgerliche Vorgänge anlässlich der Generalversammlung der Presbyterianer machen presbyterianische Blätter selbst aufmerksam. Das Erste ist die Art und Weise, wie jedes Jahr um das Amt des Vorstehers gekämpft wird. Gerade wie bei politischen Wahlen durchziehen Agenten das Land und suchen Stimmen für die respectiven Candidaten zu gewinnen. Zu diesem Zweck besuchen die Agenten nicht nur die für die Generalversammlung gewählten Delegaten, sondern machen sie sich auch an die Presbyterien selbst, um die Wahl der von ihnen gewünschten Delegaten durchzusetzen. Der Herausgeber des presbyterianischen „New York Observer“ schreibt hierüber: „Das ist zum Scandal in der Presbyterianer-Kirche geworden. Wir sind aufgefordert worden, uns an dem unsaubern Geschäft zu betheiligen. Wir wollen es thun, aber nur so, daß wir dagegen Protest erheben und alles thun, was wir vermögen, um es zu unterdrücken. Vielleicht wäre es für den gegenwärtigen und weltlichen Credit unserer Kirche besser, wenn diese üble Praxis vor den öffentlichen Blicken verborgen bliebe; aber das Uebel kann nur dadurch ausgerottet werden, daß man die Indignation aller rechtlichen Leute dagegen wachruft und eine gesunde öffentliche Meinung zu erzeugen sucht, wodurch seine Existenz in Zukunft unmöglich wird.“ — Einen anderen ärgerlichen Vorgang rügt der „Presbyterian“ vom 30. Mai. Als der lektjährige Präsident der Versammlung, Dr. Hays, seine Predigt über „die Nothwendigkeit der Inneren Mission und die Verpflichtung zu derselben“ hielt, „gab die Versammlung ihrem Beifall durch Händeklatschen Ausdruck“. Der „Presbyterian“ setzt hinzu: „Eine neue Maßregel (a new departure) im Hause Gottes — eine Unanständigkeit mitten in der Eröffnungspredigt vor der höchsten Versammlung der Kirche (in the highest court of the church), die gestraft werden muß. Wir haben diesen Vorgang immer in den Sitzungen der General Assembly seit dem Bürgerkriege gehabt. Er ist unwürdig der ernsten Stellung, welche diese Versammlung zum Haupt der Kirche und seinem Volke einnimmt, ungeziemend für die ehrfurchtsvolle Stimmung und die würdige Haltung in einem großen beratenden Körper, aber im Hause Gottes ist er gänzlich unerträglich. Daß wir uns in Bezug auf den Eindruck, welchen dieses Vorkommniß auf die Welt machte, nicht irren, konnte man aus den weltlichen Zeitungen ersehen. Dem Prediger ist durchaus keine Schuld beizumessen, denn er war feierlich und ernst. Das Vorkommniß ist die Folge einer Gedankenlosigkeit und einer alten übeln Gewohnheit, welche allmählich groß gezogen wurde, so daß sie jetzt zu einer Plage geworden ist, die man für immer abschaffen sollte.“

F. P.

Wohlverdiente Rüge. Der „Lutheran Observer“ theilt folgenden Passus aus der „New York Times“ mit, in welchem letzteres Blatt sich gegen einen Pastor in Brooklyn wendet: „Der Pastor in Brooklyn, welcher kürzlich zwei Knaben mit zwei noch nicht den Kinderschuhen entwachsenen Mädchen copulirte, hielt letzten Sonntag eine Predigt über ‚Heirathen‘, in welcher er u. A. sagte, daß junge Mädchen strenger Aufsicht bedürften. Es ist gewiß sehr wünschenswerth, daß junge Mädchen streng beaufsichtigt werden; aber ebenso klar ist auch, daß Prediger, wie der Brooklyner, unter strenger Aufsicht stehen sollten.“

F. P.

Das Deutsche in unseren Public Schools. Der „Lutheran“ theilt mit: „Das ‚Lutherische Kirchenblatt‘ (von Philadelphia) gibt seinen Lesern den Rath, sich an den Bestrebungen, das Deutsche in unsern öffentlichen Schulen einzuführen, nicht zu theiligen. Es werden mehrere Gründe angegeben: Das Deutsche wird in diesen Schulen nie festen Fuß fassen; es kann in kurzer Zeit wieder beiseite geschoben werden; sodann hat es mit dem Deutsch, das dort gelehrt wird, sehr wenig auf sich. Der Hauptgrund aber ist, daß die Einführung des Deutschen in die öffentlichen Schulen die Gemeindefschulen schädigt. Lutherische Kinder gehören in lutherische Schulen.“ Sehr wahr! F. P.

Baptisten. „Serold und Zeitschrift“ bringt einen Auszug aus dem Jahrbuch der Baptisten. Darnach zählen die Baptisten 16,678 ordinierte Prediger, 28,599 Gemeinden und 2,507,753 Mitglieder. Die größte Anzahl der Baptisten wohnt im Süden und eine Million derselben sind Neger. F. P.

Methodisten. Nach „Serold und Zeitschrift“ haben die bischöflichen Methodisten Missionen in Afrika, Süd-Amerika, China, Japan, Deutschland, den skandinavischen Ländern, Bulgarien, Vorderindien, Italien, Mexiko. Die Zahl der eingeborenen Prediger beträgt 276, 34 mehr als im Vorjahre; die Zahl der Mitglieder 34,442, gegen 31,196 des letzten Berichts. „S. u. Z.“ setzt hinzu: „Das ergiebigste Missionsfeld und dazu das billigste gewähren dieser Missionsbehörde die lutherischen Länder. Die Methodisten-Gemeinden in Deutschland und der Schweiz zählen 12,864 Communicanten, und die schwedische Conferenz berichtet 1700 Befehrungen. Die Befehrungen, welche die evangelischen Länder dem Berichte zufolge aufweisen, decken den Gesamtzuwachs vollständig.“ Es scheint hiernach, daß „S. u. Z.“ Deutschland ohne Weiteres zu den „lutherischen Ländern“ rechne. Wollte Gott, es wäre so! Es ist ja freilich eine greuliche Schwärmerei der Methodisten, in einem Athem von Missionen „in Afrika, Süd-Amerika, China, Japan, Deutschland etc.“ zu reden. Aber in Deutschland sollte man, anstatt sich in Klagen über das Eindringen der Methodisten und anderer Secten zu ergehen, vor allen Dingen an die eigene Brust schlagen und Buße thun über den allgemeinen schmachlichen Abfall von der reinen Lehre Luthers. Man biete dem Volke die reine Lehre Luthers, dann werden durch Gottes Gnade bald die Seelen, welche aus der Wahrheit sind, die Lust zum Methodismus verlieren und vor den herumtschleichenden Sectenpredigern sich zu hüten imstande sein. Wie es jetzt steht, predigt der Durchschnitts-Methodist mindestens ebenso viel Wort Gottes als der Durchschnittsprediger in manchen sogenannten evangelischen, ja lutherischen Landeskirchen. Wir erinnern beispielsweise nur an die sächsischen Herzogthümer. Dazu haben die Methodistenprediger meistens den Vortheil, daß sie es verstehen, ihre Sache an den Mann zu bringen, während die Predigt des ihnen gegenüberstehenden landeskirchlichen „evangelischen“ oder „lutherischen“ Predigers vielleicht über die Köpfe hinweggeht. F. P.

Brüdergemeinde in Amerika. Nach der Statistik des letzten Jahres zählt die Brüderkirche hierzulande 61 Prediger, 89 Gemeinden mit 18,895 Gliedern. Die stärkste Gemeinde ist die in Bethlehem, Pa., mit 1977 Gliedern.

Römisches. Wir berichteten im Aprilheft über die Freedom of Worship Bill, welche von den Katholiken vor die Legislatur des Staates New York gebracht wurde. Der Antrag ist denn schließlich doch nicht zum Gesetz erhoben worden. Der „Presbyterian“ berichtet: Die Freedom of Worship Bill ist nicht in beiden Häusern der Legislatur des Staates New York durchgegangen. Es spricht aber nicht für den Muth der Legislaturnmitglieder, daß man eine directe, ehrliche Abstimmung vermied. Durch parlamentarische Kunstgriffe wurde die Bill an einen solchen Platz auf der Liste gestellt, wo sie zunächst nicht erreichbar ist. Aber für den Augenblick ist das Uebel abgewendet.“

— Der „Catholic Examiner“ ist mit dem Präsidenten Cleveland nicht zufrieden. Er schreibt nach dem „Lutheran Observer“: „Mehrere Wochen nach Antritt seines Amtes ging Präsident Cleveland gar nicht zur Kirche — das war schlimm, und als er endlich ging, ging er in eine Presbyterianer-Kirche — und das war schlimmer.“

F. P.

Die Bibel in den öffentlichen Schulen in Pennsylvanien. „Herold und Zeitschrift“ berichtet: Auch in Pennsylvanien soll nun die Frage, ob in den öffentlichen Schulen die Bibel gelesen werden darf, den Gerichten zur Entscheidung vorgelegt werden. Die römisch-katholischen Bürger in Mercer County haben nämlich die Sache vor das Gericht gebracht und verlangen, daß den Schulbehörden von Sharpsville verboten werde, die Bibel in den öffentlichen Schulen zu gebrauchen, weil dies allen Mitgliedern der römisch-katholischen Kirche ein Aergerniß sei, da es ihren Kindern irrige Ansichten beibringen und ihnen schädlich sein möchte. Die Frage verursacht große Aufregung im County, und was auch immer der Entscheid der zuständigen Gerichte sein mag, so wird die Sache doch dem Obergericht zur endgültigen Entscheidung vorgelegt werden. Die Frage ist in den Gerichten Pennsylvaniens noch nie verhandelt worden und wird der Fall deshalb mit besonderem Interesse beobachtet werden.

Zeitungsstatistik. In den Vereinigten Staaten und Canada erscheinen gegenwärtig 14,147 Zeitungen und Zeitschriften. Die größte Anzahl derselben besitzt der Staat New York, nämlich 1547, unter denen sich 139 tägliche befinden. Die Zahl der deutschen Zeitungen des Landes beträgt in: Alabama 1, Arkansas 1, California 13, Colorado 3, Connecticut 4, Delaware 2, District Columbia 2, Georgia 2, Illinois 58, Indiana 26, Iowa —, Kansas 6, Kentucky 4, Louisiana 2, Maryland 7, Massachusetts 6, Michigan 17, Minnesota 13, Missouri 34, Nebraska 10, New Jersey 17, New York 89, Ohio 65, Oregon 1, Pennsylvania 76, Rhode Island 1, South Carolina 1, Tennessee 2, Texas 14, Virginia 2, Wisconsin 53, Dakota 3, Montana 1, Washington Territorium 2, Ontario, Can., 7; zusammen 578 deutsche Blätter, davon 7 in Canada. In französischer Sprache erscheinen in den Vereinigten Staaten 47 und in Canada 52 Zeitungen; in den skandinavischen Sprachen 61; in Spanisch 29; Holländisch 13; in Italienisch 6; Welsh 5; Czechisch 14; Portugiesisch 3; Polnisch 5; Finnisch 2; Griechisch 1; Chinesisch 1; Lateinisch 1; Ungarisch 1. Dazu kommt noch eine Zeitung, welche halb in Englisch, halb in der Sprache der Cherokee-Indianer erscheint, sowie eine andere, von welcher die eine Seite in der Sprache der Choctaw-Indianer geschrieben ist. — Unter lutherischer Flagge segeln (Kalender incl.) nach Stall's „Year-Book“ von diesem Jahre in englischer Sprache 40, in deutscher 49, in norwegischer 15, in schwedischer 9, in dänischer 4, in finnischer 1 und in isländischer 1.

II. Ausland.

Synergismus. In Luthardts Kirchenzeitung findet sich ein längerer Artikel mit der Ueberschrift: „Augustin und Luther, zwei kirchengeschichtliche Charakterbilder.“ In dem vierten Abschnitt desselben, welcher sich in der Nummer vom 1. Mai befindet, heißt es: „Dieser Glaube, der dieser Liebe Christi sich aufschließt, ist die größte That des Menschen und doch keine größere That als die That des Kindes, das die Gabe des Vaters, die ihm entgegengestreckt wird, in die Hand nimmt. Niemand wird sagen, dieses Annehmen sei ein Verdienst, und das Kind habe die Gabe verdient, weil es die Hände aufgemacht; und doch, wenn es das nicht gethan, hätte es sich vielleicht um ein wichtiges und großes Gut gebracht. Freilich, auch diese Art von Glaube ist ja dem natürlichen Menschen nicht möglich; wer in Sünden todt ist, kann auch nicht einmal die Hand mehr öffnen, um die Gnade zu fassen. Aber darum

bleibt doch der Mensch nicht nur ein Stück Holz oder Stein, das immer nur die Gnade mit ihrer Macht von außen bewegen muß. Wenn ein Mensch in das Wasser gefallen und darin erstarrt ist, dann kann er ja freilich nicht einmal die Hand aufthun, um die Hand zu ergreifen, die sich rettend nach ihm ausstreckt. Aber wenn diese Retterhand warm genug ist, um in seine erstarrte Hand wieder Leben zu bringen, dann muß doch auch der Ertrinkende sich an diese Hand klammern, will er anders nicht verloren gehen; und so wenig jemand das Verdienst des Geretteten preisen wird, daß er die aus der Erstarrung gelöste Hand benutzt, um an den Retter sich zu klammern; so wenig jemand sagen wird, daß ein solcher seine Rettung sich selbst verdanke: so gewiß wird jebermann auf einen solchen die Schuld werfen, wenn derselbe etwa im Gefühl des neuerwachenden Lebens sich von dem Retter losgemacht hätte, um selbst das Weitere zu besorgen, und darüber zu Grunde gegangen wäre. Im Glauben verknüpft sich untrennbar die göttliche, überschwängliche, lebendigmachende Gnade mit der freien That des Menschen, und Niemand wird dies Zueinander genau ausdeuten und ausmessen können.“ — Wie sich in allem, was unsere modern gläubigen Theologen über die Hervorbringung des rechtfertigenden Glaubens schreiben, der Helmstädt - Königsbergische, einst von allen rechtgläubigen Theologen verworfene Synergismus in den verschiedensten Variationen wiederholt, so auch in jenem Artikel. Erst stattet man den in Sünden todtten Menschen mit geistlichem Leben und Kräften aus, mit welchen sich dann derselbe frei selbst bekehrt und damit „die größte That“ thut. Nicht Gott wirkt also den Glauben, sondern der Mensch wirkt ihn, nur mit der Hülfe Gottes. Nicht Gott wirkt das Wollen, sondern verschafft dem Menschen nur, daß er sich ebenso zum Wollen, wie zum Nicht - Wollen entschließen könne. Zwar heißt es in jenem Artikel: „Niemand wird sagen, dieses Annehmen sei ein Verdienst“; aber damit ist der Synergismus nicht abgewiesen, denn Synergismus ist an sich nicht Mitverdienen, sondern Mitwirken zum Glauben, also zur Rechtfertigung und Seligkeit. Es ist dies ein so erschrecklicher Irrthum, daß es gar nicht auszusagen ist. Nach Gottes Wort und unserem theuren Bekenntniß beginnt daher die Mitwirkung erst, nachdem der Mensch zum Glauben gekommen und dadurch schon gerecht und selig ist. Gott stehe uns bei, hier nicht zu weichen, wenn auch um unseres Festhaltens an dem „Sola gratia“ willen die ganze gegenwärtige Gelehrtenwelt mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen gegen uns auftritt und uns zum Lohne unseres Widerspruchs als Calvinisten oder Prädestinarianer im historischen, d. i. üblen Sinne auschreit. Uebrigens ist die Ausflucht, daß ja das Mitwirken des Menschen zur Entstehung des Glaubens kein Verdienst in sich schließe, die Ausflucht, welcher schon früher die Synergisten sich bedienten. So schreibt z. B. J. Adam Dsiander: „Sie (die Synergisten) wenden ein: ‚Es folgt nicht: Der Glaube ist eine Gabe (Eph. 2, 8.); also allein Gottes Werk. Denn in der Schrift werden auch die Kinder eine Gabe Gottes genannt, wobei doch der Mensch ursächlich concurrirt. Also wird hier nicht der Concurfus, sondern nur das vorausgehende Mittel ausgeschlossen; denn Gottes Gabe und Verdienst sind Gegensätze, nicht Gottes Gabe und der Concurfus.‘ — Antwort: Allerdings folgt: Der Glaube ist Gottes Gabe, also entspringt er von Gott allein. 1. Weil gesagt wird: ‚Aus Gnaden seid ihr selig worden.‘ Wie hiernach die Seligkeit allein der Gnade zugeschrieben wird, so wird auch dem Glauben, als dem dieselbe ergreifenden Werkzeuge, allein göttlicher Ursprung zugeschrieben; denn wenn etwas aus uns concurrirte, so würden wir nicht allein aus Gnaden selig, indem sich der Glaube werkzeuglich verhält. 2. Wir heißen so aus Gnaden Seliggewordene, daß wir Seliggewordene seien nicht aus uns, und daß der Glaube als Gabe hinzugefügt wird. Also wird der Glaube in Abficht auf den Ursprung von uns abgewiesen und allein auf Gott übertragen.“ (Colleg. theologic. P. V, p. 115. sq.)

Hannoversche Landeskirche. Folgendes lesen wir in dem „Kreuzblatt“ vom 10. Mai: Das Urtheil des Stader Consistoriums in Sachen des Pastor Beer in Victorbur lautet auf Dienstentlassung. Pastor Beer wurde bekanntlich disciplinirt, weil er dem in eine reformirte Kirchenbehörde umgewandelten Consistorium zu Auriich den Gehorsam aufgekündigt hatte. Das Stader Consistorium, dem die Untersuchung aufgetragen war, sagt in dem Erkenntnisse: „Das Consistorium hat aus der Untersuchung und Verhandlung die Ueberzeugung gewonnen, daß Pastor Beer seinen Pfarrdienst mit gewissenhafter Treue und aufopfernder Hingabe und vielfach gesegnetem Erfolge versehen hat, daß seine mehrfachen Conflictte mit der ihm vorgesetzten Obrigkeit und zuletzt sein Bruch mit dem Consistorium in Auriich wesentlich nicht durch Oppositionslust hervorgerufen sind, sondern theils und hauptsächlich durch seine allerdings irrthümliche Auffassung der Gehorsamsfrage, theils durch seine Furcht vor Einführung der Union und seinen vermeintlichen Veruf zum rücksichtslosen Kampf gegen dieselbe, wo und wie sie ihm nahe zu treten scheint.“ Also wieder ist ein Geistlicher der hannoverschen Landeskirche, der sein Amt mit gewissenhafter Treue, aufopfernder Hingabe und gesegnetem Erfolge versehen hat, ein Opfer des herkömmlichen Bürokratismus geworden. Noch ist das Unrecht, das an dem sel. Harms und seinen Kampfgenossen begangen ist, nicht geklärt, und schon wieder wird einer der hervorragendsten Geistlichen des Landes, an dem seine Gemeinde mit Liebe hängt, für unwürdig erklärt, in der von königlichen Consistorien regierten Kirche ein Amt zu bekleiden. Und warum das? Nicht wegen Ungehorsams gegen eine königliche Kirchenbehörde, sondern wegen „irrthümlicher Auffassung der Gehorsamsfrage“. Man traut seinen Augen nicht, wenn man das liest! Wäre Pastor Beer gegen eine menschliche Behörde ungehorsam gewesen, was wäre das im Vergleich zu dem Ungehorsam, den gewissenlose und meineidige Priester dem Herrn der Kirche und seinem wahrhaftigen Worte, auf das sie sich haben verpflichtet lassen, entgegensetzen? Aber Pastor Beer ist nach dem eignen Urtheile des Consistoriums nicht ungehorsam in seinem Herzen, nur sein Verstand ist von einer „irrigen Auffassung“ der Gehorsamsfrage beherrscht. Das ist sein Verbrechen, nicht eine böswillige Gefinnung, sondern ein Verstandesirrtum. Weil aber seine „irrthümliche Auffassung“ ihn in Conflict mit einer königlichen Behörde gebracht hat, so muß er fallen. Denn gegen den Herrn und sein heiliges Wort zu sündigen, hat in der Staatskirche nichts zu bedeuten. Wehe aber dem, der sich in Bezug auf die Herren Staatsminister und königlichen Consistorialräthe auch nur einer „irrthümlichen Auffassung“ schuldig macht! Sollte der Irrthum auch noch so verzeihlich sein, ja, sollte er gar kein Irrthum sein, sondern nur in den Gedanken der königlichen Behörden existiren, so genügt das, um einen „treuen, gewissenhaften und aufopfernden“ Geistlichen um sein Amt zu bringen. Dazu hat Pastor Beer sich noch eines besondern Fehlers schuldig gemacht. Er fürchtet sich vor der „Einführung der Union“, und das ist die reine Gespensterfurcht in einem Lande, in welchem die Union bereits Fleisch und Bein angenommen hat. Im Lande der „gastweisen Zulassung“ kann ein Mann, der den Veruf zum „rücksichtslosen Kampfe gegen die Union“ zu haben meint, unmöglich geduldet werden. Merkt euch das, ihr gutmüthigen Seelen, die ihr meint, die Kirchenbehörden beförderten zwar die Union, aber sie bestche nicht zu Recht. Wenn sie so thatsächlich besteht, wie es sich hier wieder zeigt, was ist auf euer vermeintliches Recht zu geben? Vor 10 Jahren hieß es: „Wir brauchen keinen Spieglelparagraphen, aber einen Harmsparagraphen.“ Jetzt heißt es: „Wir brauchen keinen Weidner- und Schmidtparagraphen, wohl aber einen Beerparagraphen.“ In der hannoverschen Landeskirche sind zur Zeit circa 150 Pfarrstellen vacant aus Mangel an Geistlichen; dennoch werden treue lutherische Männer, wie man wenige zu verlieren hat, abgesetzt, während offenbare Irrlehrer geduldet werden. So sieht es oben aus. Und wie treibt man es unten? Man

erklärt die „compacten Massen“ des christlichen Volkes, welche, statt auf die gouvernementalen Staatspastoren zu hören, mit Liebe und Verehrung an bewährten Volksmännern hängen, für Gögendienere, beschimpft die Namen der treuen Zeugen, sucht ihr Gedächtniß auszurotten und zerschneidet das Tischtuch zwischen sich und denen, welche nicht den landeskirchlichen Heißspornen bei jeder Mahlzeit den Löwenantheil zuerkennen wollen. Nichts als Jammer und Elend oben und unten! Höchst charakteristisch ist die Art und Weise, wie die Amtsentsetzung des Pastor Beer von dem gouvernementalen Zeitblatte des Dr. Münkel besprochen wird. „Pastor Beer“, sagt er, „ist seines Amtes entsetzt wegen Ungehorsam (?) und weil er seine Gemeinde ohne Erlaubniß (!) verlassen hat. Wir haben solcher Männer nicht gerade viel, die in ihrem Amte so thätig sind und geistlich und gemeinnützig so erspriesslich gewirkt haben. Was den Ungehorsam anbetrifft, so hat Beer die Zwischenbehörde des Consistoriums zu Auriich nicht anerkannt, die mit überwiegend reformirten Rätthen besetzt war, ehe der König die Gleichheit wieder herstellte. Es war ein Fehler, daß die Zwischenbehörde nicht sofort als ein Uebergang bezeichnet wurde. Beer ließ die Schreiben und Anordnungen unberücksichtigt und unbeantwortet, weil sie nicht die Behörde mehr sei, der er seinen Eid geleistet habe. (Mit vollem Recht; denn es heißt: du sollst deinen Vater ehren, nicht einen fremden.) Wir beklagen es, daß er den Bogen etwas zu straff gespannt hat, denn wir verlieren ihn ungern. Die Behörde konnte nicht anders urtheilen, als sie gethan.“ — Also „es war ein Fehler“, aber wessen Fehler? Doch wohl nicht des Pastor Beer, da dieser die Behörde nicht mit reformirten Rätthen besetzt hat. Der „Fehler“ war also auf anderer Seite, aber die Strafe dafür mußte den Pastor Beer treffen; denn — „die Behörde konnte nicht anders“. Eßt landesübliche Logis! Uebrigens berichten die Blätter, daß Pastor Beer gegen dies erstinstanzliche Erkenntniß Berufung einlegen werde und daß er von 394 selbstständigen Mitgliedern seiner Gemeinde („Haushaltsvorständen“) in einer Zustimmungserklärung gebeten sei, diesen Schritt nicht zu versäumen. Ob das was nutzen wird? In Hermannsburg stand noch mehr auf dem Spiele, und Harms wurde doch abgesetzt.

Die Delegirtenversammlung der hannoverschen Missionsvereine tagte zu Hannover am 15. April. Die Majorität, so heißt es in der „Allg. Kirchenzeitung“ vom 24. April, neigte dahin, daß mit der so gearteten Missionsleitung (durch E. Harms) nicht weiter zu verhandeln sei, und erhob diese Meinung gegen die entgegenstehende zweier Anwesender (Sup. Raven aus Lüne und Past. Dr. Büttner aus Hannover) zum Beschluß. Der Beschluß soll keineswegs eine Lossagung von der Hermannsburger Mission, sondern nur von der gegenwärtigen Missionsleitung bedeuten. Im Gegentheil wurde die Hoffnung einer späteren Wiedervereinigung mit Hermannsburg aufs herzlichste gewünscht und gehofft.

Im Herzogthum Sachsen - Gotha, dem Dorado der vulgären Rationalisten unserer Zeit, hat ein Prediger Namens Ausfeld (in Mehlis) sein Predigtamt niedergelegt, um ein Komödiant zu werden. Er wird's wohl schon vorher gewesen sein. Man kann sich daher darüber nur freuen, daß er endlich eingesehen hat, daß für seine Künste nicht das Gotteshaus, sondern das Komödienhaus der rechte Platz sei. Möchten das doch alle Rationalisten einsehen!

Pastorale Freizügigkeit. Der Berliner Oberkirchenrath verkündet die Beschlüsse der Eisenacher Kirchenconferenz, daß die Zeugnisse der evangelischen Kirchen Deutschlands, welche zum geistlichen Amte berechtigen, wechselseitig anerkannt werden sollen. Wer in seiner heimischen Kirche das Erforderliche geleistet und die nöthigen Prüfungen bestanden hat, sei er Pastor oder Candidat, der soll in jeder andern Kirche ohne weiteres anstellungsfähig sein, der Reformirte oder Unirte oder Freisinnige in der lutherischen

Kirche und umgekehrt. Vorbehalten ist nur ein Colloquium, das mit dem Zuziehenden über seinen Glauben angestellt werden kann. Dies Colloquium hat thatsächlich meist nur so viel zu bedeuten, daß grundstürzende Irrlehrer, die es zu arg machen, vielleicht zurückgewiesen werden. Die Lehrunterschiede der Kirche haben dabei keine Bedeutung. Es steht nun dahin, ob und wie viel deutsche Kirchenregierungen die Beschlüsse annehmen. An und für sich sind sie ein Schritt näher zu der deutschen Nationalkirche, welche die Sehnsucht sehr vieler und nicht bloß der Protestantenvereiner ist. (R. Zeitbl.)

Feuerbestattung. Sehr gut schreibt der „Pilger aus Sachsen“ vom 26. April: Bedauerlich war es, daß die erste Kirchenregierung, die über kirchliche Feier bei Ueberbringung der zur Verbrennung bestimmten Leichen zu entscheiden hatte und dabei gewisse Zugeständnisse machte, eine lutherische war, diejenige Bayerns; während die unirte Preußens eine viel entschiedenere Stellung hierin einnahm. Verdienen Landeskirchen noch den Namen ‚lutherisch‘, die von der Union erst Entschiedenheit und Bekennermuth lernen mußten? Dann würde allerdings der Berliner Wangemann recht haben, wenn er sagt, daß in der preussischen Union mehr Luthertum stecke als in den lutherischen Landeskirchen.

Elsaß = Lothringen. Der neue Präsident des Directoriums der Kirche A. C. in Elsaß = Lothringen, der bisherige Notar Petri, hat am 1. Mai sein Amt mit einem Rundschreiben an die geistlichen und weltlichen Mitglieder der Consistorien und Presbyterialräthe angetreten, in welchem es u. A. heißt: „Eines schwebt mir von vornherein vor, daß es das Endziel all meines Strebens und Wirkens sein soll: ich meine den Frieden in der Kirche.“ Diese Erklärung wird wohl etwas beruhigend auf die rationalistischen Glieder des Directoriums gewirkt haben, aber ob sie die Gläubigen des Elsaß, welche die Wahl Petri's mit so freudigen Hoffnungen begrüßt haben, darin gestärkt haben werde, ist mehr als fraglich, sie müßten denn die Hoffnung haben, Herrn Petri's finis intermedius sei in der Maxime ausgesprochen: Si vis pacem, para bellum.

In England, so wird berichtet, scheinen jetzt neue Secten und Gesellschaften wie Pilze aufzuschießen, als z. B. die Armee des blauen Bandes, die Armee des rothen Bandes, die evangelische Armee des weißen Bandes, die Armee des Königs Jesus, die Kirche des Messias, die rationalen Christen 2c.

Jerusalem. Die „Allgem. Kirchenzeitung“ vom 24. April schreibt: In Jerusalem ist neuerdings eine bemerkenswerthe Entdeckung gemacht worden. In der Gegend der Auferstehungskirche besitzt Rußland ein Terrain, das bisher wüßt und mit jahrhundert-altem Schutt dagelegen hat. Die russische Orthodoxe Gesellschaft hat nun auf Aufforderung ihres Präsidenten, des Großfürsten Sergius Alexandrowitsch, und auf dessen Kosten Ausgrabungen zu dem doppelten Zweck angestellt, den Plan der vom Kaiser Constantin an der Stelle des Todes und der Auferstehung des Herrn aufgeführten Gebäude festzustellen und die Richtung der alten Umfassungsmauer von Jerusalem zu finden. Die Nachgrabungen waren von Erfolg begleitet. Als man die Gegend bis zum Felsen vom Schutt befreit hatte, stieß man auf die Reste der alten Umfassungsmauer und den Boden des Thores, durch welches man zur Zeit des Herrn aus der Stadt gelangte. Da dieses Thor das nächste bei Golgatha ist, so dürfte es sich auf dem Wege befunden haben, auf welchem Jesus zum Kreuze geführt wurde.

Kongostaat. Von allen Seiten, so schreibt die „Allg. Kirchenzeitung“ vom 1. Mai, strömen römisch = katholische Missionare in den Kongostaat hinein. Nachdem der belgische Klerus und der Vatikan sich mit der kirchlichen Organisation eifrig beschäftigt, gehen die algerischen Missionare unter Leitung des Cardinals Lavignerie an das Werk. Am 15. April sind 16 Missionare, nachdem sie in der Kathedrale von Algier die Weihe

empfangen, zur Begründung röm.-kath. Missionen und Stationen nach den verschiedenen Theilen des Kongostaates abgegangen; am Tanganika-See besitzen die algerischen Missionare schon sechs Stationen.

Australien. Einem Bericht über die vom 17. bis 19. Februar d. J. zu Lobethal stattgefundene Versammlung der „Ev.-luth. Synode in Australien“, der sich im „Luth. Kirchenboten für Australien“ vom Monat April findet, entnehmen wir die folgenden Notizen. Pastor Dorisch aus Callington, bekanntlich von unserer Synode der „Synode in Australien“ auf deren Bitte zugesandt, hielt die Eröffnungsprebigt. Gegenwärtig waren 18 Pastoren (nämlich 16 aus Südaustralien und 2, Pastor Heine und Pastor Darsoy, aus dem victorianischen Bezirk), 12 Gemeindelehrer und 60 Deputirte. Laut des Berichts des Präses über den Bestand des Synodalverbandes besteht derselbe gegenwärtig aus 14 Pfarrbezirken mit 16 Predigern, 30 Gemeindefschulen, 50 Predigtorten und etwa 4500 Communicanten in der Provinz Südaustralien, und aus 8 Pfarrbezirken mit 8 Predigern, 10 Gemeindefschulen, 30 Predigtorten und 1500 Communicanten in der Provinz Victoria (Mount Gambier- und Albury-District mit eingeschlossen); Summa: 22 Pfarrbezirke, 24 Prediger, 40 Gemeindefschulen, 80 Predigtorte und 6000 Communicanten. — Der „Kirchenbote“ bemerkt hierzu: „Immerhin ein erfreuliches Wachsthum seit Gründung der Synode im Jahre 1848 mit 2 Parochien und 500 Kirchseelen. Möge es dem Herrn gefallen, unsern Kirchenkörper auch fernerhin nach innen und außen wachsen zu lassen! Möge er insonderheit allezeit in Gnaden tüchtige Männer erwecken, die das Panier der reform. Lehre des göttlichen Wortes in seiner Mitte hochhalten und die Mauern Zions mit Eifer und Beharrlichkeit durch das Wort der Wahrheit bauen zu helfen beflissen sind.“ — Uebrigens gehen die Pastoren von Victoria und Neusüdwales mit ihren Gemeinden damit um, eine „Zweigsynode“ zu errichten, wozu sie auch bereits die Genehmigung des Kirchenrathes erhalten haben. In einem Bericht über diese Angelegenheit heißt es: „Es sei ferner bemerkt, daß wir Pastoren und Gemeinden durch Gründung dieser Synode in demselben Verhältniß und Zusammenhang als bisher mit der ‚Synode von Australien‘ verbleiben und wir nur, wie der Name besagt, eine ‚Zweigsynode‘ bilden wollen. — Der Zweck solcher Zweigsynode ist der, daß wir dadurch unser Verhältniß zu der ‚Synode von Australien‘, von welcher wir durch örtliche Verhältnisse so weit getrennt sind, zu einem viel innigeren machen und unsere Gemeinden denselben Segen genießen lassen wollen, welchen die Gemeinden unserer Synode in Südaustralien durch ihre regelmäßigen Versammlungen genießen, wir aber bisher haben entbehren müssen; wir wollen durch solche Synodalversammlungen kirchliches Bewußtsein, geistliches Leben und brüderliche Liebe in unsern Gemeinden heben und fördern, sie gründen in der Erkenntniß der heilsamen Lehre und uns so mit einander erbauen auf den Grund unsers allerheiligsten Glaubens.“ W.

Nekrologisches. Am 10. April starb in Neckartweihingen Pfr. Herm. Zeller (geb. den 26. August 1807 in Mühlhausen a. N.), durch das von ihm herausgegebene, jüngst in dritter Auflage erschienene „Biblische Wörterbuch“ auch in weiteren Kreisen bekannt. — Heidelberg, 20. Mai. In vergangener Nacht starb nach langem Leiden Kirchenrath und Dekan Daniel Schenkel zu Heidelberg. Schenkel war ein hervorragender Vertreter der freien theologischen Forschung und des kirchlichen Rationalismus. Der Protestantenverein ist seine Gründung; in zahlreichen theologischen Erbauungs- und Streitschriften hat er seine Grundsätze verfochten. Geboren war Schenkel am 21. December 1813 zu Dögerlin im Canton Zürich; er schlug die academisch-theologische Laufbahn ein und wurde im Jahre 1851 nach Heidelberg berufen, wo er als Professor, Universitätsprediger und Seminardirector bis zu seinem Ende wirkte.